

Fakultät für Erziehungswissenschaft

Zugangs- und Teilnahmebarrieren für Väter in Eltern-Kind-Zentren

Wissenschaftliche Hausarbeit
zur Erlangung des akademischen Grades
eines Magister Artium der Universität Hamburg

Vorgelegt

von:

Eva Wilhelm

aus

Wiesbaden

Hamburg 2017

Erstgutachter: Prof. Dr. Benedikt Sturzenhecker

Zweitgutachterin: Prof. Dr. Telse Iwers

*Ich werd' die Sprache lernen
und auch wann man hier was sagt
Ich werd's begreifen, mich interessieren
ich werd' mich mit euch kombinieren*

*Ich werd' die Regeln noch verstehen
und auch, wann man hier was fragt
Worauf man hier getestet wird
ab wann man sich beklagt*

*Wie man hier lacht, wie man hier liebt
wie man die Dinge hier so sieht
Ich werd's begreifen, mich interessieren
ich werd' mich mit euch, mit euch kombinieren*

*Was kann uns schon passieren
wenn wir uns wirklich, wirklich kombinieren?*

(Song „Endlich kombinieren“ der Band Gloria, 2013)

Inhaltsverzeichnis

1 Einleitung	1
2 Eltern-Kind-Zentren in Hamburg – Ziele, Zielgruppen und deren Erreichung	3
2.1 Der Einrichtungstyp Eltern-Kind-Zentren.....	3
2.2 Ziele der EKIZ-Arbeit.....	5
2.3 Zielgruppen und deren Erreichung.....	8
3 Probleme beim Erreichen von Zielgruppen in der Erwachsenen- und Familienbildung	10
3.1 Begriffsklärung: Adressat_innen, Zielgruppe, Teilnehmende, Nutzer_innen...10	
3.2 Zu den Begriffen Erwachsenenbildung/Weiterbildung.....	11
3.3 Probleme beim Erreichen von Zielgruppen.....	13
3.4 Die Bedeutung von Milieuzugehörigkeit und Habitusausprägung für die Nichtteilnahme an Bildungsangeboten.....	16
3.5 Familienbildung.....	19
3.6 Probleme beim Erreichen von Zielgruppen in der Familienbildung.....	21
4 Zugang und Zugangsbarrieren in ‚offenen‘ pädagogischen Settings	26
4.1 Ansätze der Sozialen Arbeit.....	27
4.1.1 Niedrigschwelligkeit.....	27
4.1.2 Lebensweltorientierung/Alltagsorientierung.....	28
4.1.3 Kombination aus Komm- und Geh-Struktur.....	30
4.2 Beispiele ‚offener‘ pädagogischer Settings im Hinblick auf Zugang und Zugangsbarrieren.....	31
4.2.1 Offene Kinder- und Jugendarbeit.....	31
4.2.2 Offene, akzeptanzorientierte Drogenhilfe.....	33
5 Annäherung an einen kritischen Begriff von ‚Zugangs- bzw. Teilnahmebarriere‘	35
5.1 Behindertenpädagogik.....	36
5.2 Organisationskulturforschung.....	39
5.3 Differenz- und Machttheorie.....	41
5.4 Zu den Konzepten der Inklusion und Diversity.....	43
6 Forschungsinteresse	46
7 Methodisches Vorgehen	47
7.1 Forschungsfragen.....	48
7.2 Stichprobe/Auswahl der Befragten.....	48
7.3 Erhebungsmethode.....	49
7.4 Auswertungsmethode.....	53
7.5 Ablauf einer inhaltlich strukturierenden Inhaltsanalyse.....	53
7.6 Kurzportraits der interviewten Väter.....	56
8 Darstellung der Ergebnisse	58
8.1 (Vermutete) Zugangsbarrieren.....	59
8.1.1 Unbekanntheit des Angebots.....	59
8.1.2 Öffnungszeiten.....	59

8.1.3 Keine aktive Vaterschaft/Mütterliches „Gatekeeping“	60
8.1.4 Arbeitsteilung/Erwerbsarbeit.....	61
8.2 Teilnahmebarrieren.....	62
8.2.1 EKiz- Angebot.....	62
8.2.1.1 Struktur bzw. zu große Offenheit des Angebots.....	62
8.2.1.2 Unzufriedenheit mit Fachkräften.....	64
8.2.1.3 Nicht-Passung Angebot/Lebensphase des Kindes.....	65
8.2.1.4 Kein Bedarf.....	66
8.2.2 Schwierigkeiten bei Kontakt und Interaktion.....	66
8.2.2.1 Fehlende Einbindung durch die Fachkräfte.....	68
8.2.2.2 Geringe Besucherzahlen und Fluktuation.....	69
8.2.2.3 Nichterfüllter Wunsch nach Kontakten im Stadtviertel.....	70
8.2.3 Geschlecht.....	72
8.2.3.1 Allein unter Frauen.....	72
8.2.3.2 Geschlechtsspezifische Vergemeinschaftung und Gesprächsthemen	74
8.2.3.3 Nichterfüllter Wunsch nach Austausch mit anderen aktiven Vätern	76
8.2.3.4 Vermutete Skepsis der Mütter gegenüber aktiver Vaterschaft.....	77
8.2.3.5 Zuschreibung von Inkompetenz und Belehrung durch die Fachkräfte	78
8.2.3.6 Fehlende männliche Fachkraft.....	81
8.2.4 ‚Kultur‘/Ethnizität.....	82
8.2.4.1 Gefühlter Zusammenprall verschiedener ‚Kulturen‘	82
8.2.4.2 Vermutete Ablehnung bzw. Skepsis durch antizipierte ‚kulturelle‘ Konzepte.....	83
8.2.4.3 Sprachbarrieren.....	84
8.2.4.4 Unsicherheit im ‚interkulturellen‘ Umgang.....	84
8.2.5 Distinktion/Abgrenzung über Habitus bzw. Milieuzugehörigkeit.....	85
8.2.6 Organisationskultur.....	89
8.2.6.1 Legitimität.....	89
8.2.6.2 Ausschlusspraktiken.....	91
8.2.7 Strategien des Umgangs mit Barrieren.....	100
8.2.7.1 Meidung des EKiz.....	100
8.2.7.2 Wechsel der Institution.....	100
8.2.7.3 Zusammenschluss ‚Gleicher‘ und kollektive Abwanderung.....	100
8.2.7.4 Offensive Kontaktaufnahme/Innerer Rückzug.....	101
8.2.7.5 Provokation/Affront.....	101
8.2.7.6 Schrittweise Raumaneignung.....	102
9 Interpretation der Ergebnisse.....	102
10 Diskussion, Fazit und Ausblick.....	113
11 Literaturverzeichnis.....	126
Anhang A: Codierleitfaden.....	I
Anhang B: Interview-Leitfaden.....	XII

1 Einleitung

Seit dem Jahr 2007 wurden in Hamburg 38 Eltern-Kind-Zentren gegründet, in denen niedrigschwellige Elternbildung und Entwicklungsförderung für Kinder im Alter von 0–3 bzw. 0–6 Jahren stattfindet. Die bereits sehr erfolgreiche Arbeit wird fachlich kontinuierlich weiterentwickelt, bspw. über Vernetzungstreffen, Workshops oder die Ausrichtung an kooperativ entwickelten Qualitätsstandards (Entwicklung des Qualitätskonzepts: Sturzenhecker/Voigtsberger 2015). In den letzten Jahren haben sich die EKIZ als niedrigschwellige Einrichtung der Elternbildung und -beratung zunehmend etabliert. Die Anzahl der Eltern, die im Jahresdurchschnitt von Bildungs- und Beratungsangeboten erreicht wurden, ist kontinuierlich angestiegen (vgl. Drucksache 21/3285, 23.02.16, S. 2).

Jedoch werden nicht alle Adressat_innen vom EKIZ-Angebot erfolgreich angesprochen. Neben sehr jungen Müttern und sog. „Hochrisikofamilien“ sind Väter im EKIZ-Alltag stark unterrepräsentiert (vgl. Gundlach 2014, S. 84).

Bisher liegt keine vertiefte Beschäftigung mit der schlecht erreichten Zielgruppe der Väter im EKIZ vor. An dieser Stelle soll die vorliegende Arbeit ansetzen. Sie reiht sich ein in eine verstärkte wissenschaftliche Beschäftigung mit Vätern als Zielgruppe familienbildnerischer Angebote¹, hier fokussiert auf den Bereich niedrigschwelliger Elternbildung im EKIZ. Es sollen erste Erkenntnisse über die bislang nicht ausführlicher untersuchte Frage nach Zugangs- und Teilnahmebarrieren für Väter im EKIZ gewonnen und so Ansatzpunkte für die fachliche Weiterentwicklung der EKIZ-Arbeit gefunden werden.

Folgerichtig werden in dieser Arbeit die Väter in den Fokus genommen und ihre Wahrnehmung und Erfahrungen mit dem EKIZ erfragt. Es wurde eine empirische Untersuchung durchgeführt, deren qualitative Basis leitfadengestützte, halboffene Interviews mit sechs Vätern darstellen.

1 Vgl. bspw. die Handreichung des Niedersächsischen Ministeriums für Frauen, Familie, Gesundheit und Integration (Hrsg.) (2010): Väterarbeit in Niedersachsen. Väter. Räume. Gestalten. Ein Handbuch für Fachkräfte in der Väterarbeit und für an Väterarbeit Interessierte. Hannover; Handbuch der Landesarbeitsgemeinschaft der Familienbildung in NRW (Hrsg.) (2011): Echt stark! Handbuch „Väter im Blickpunkt der Familienbildung“; Fachtage „Väter in der Familienbildung“ des Volkshochschulverbandes Baden-Württemberg e.V. am 23. März 2015 bzw. am 16. Februar 2017.

Es sollten Erkenntnisse darüber gewonnen werden, was Väter von einem Besuch im EKIZ abhält, wie sie ihre Erfahrungen mit dem EKIZ beschreiben und welche Faktoren ihnen die Teilnahme erschweren. Damit ist die Frage nach Zugangs- und Teilnahmebarrieren und ihrer Entstehung angesprochen.

Aufbau der Arbeit

In Kapitel 2 wird zunächst der Einrichtungstyp der Eltern-Kind-Zentren in Hamburg im Hinblick auf Ziele, Zielgruppen und deren Erreichung vorgestellt.

Von der Tatsache ausgehend, dass die grundsätzlich erfolgreiche Zielgruppenerreichung der EKIZ sich bisher nicht auf Väter erstreckt, wird in Kapitel 3 in verwandten Arbeitsfeldern Wissen über Probleme beim Erreichen von Zielgruppen erschlossen. Welche Faktoren wirken sich in der höherschwellig gestalteten Erwachsenen- und Weiterbildung bzw. der Familienbildung hinderlich für die Teilnahme an Angeboten aus, wie entstehen Teilnahmebarrieren für bestimmte Zielgruppen? Daran anknüpfend werden in Kapitel 4 Ansätze der Sozialen Arbeit beschrieben, die Teilnahmebarrieren besonders für sozial benachteiligte Adressat_innen vermindern und den Zugang zu Angeboten erleichtern sollen. Anschließend wird anhand der Praxisfelder der Offenen Kinder- und Jugendarbeit sowie der niedrigschwelligen Drogenhilfe gezeigt, dass sich nach dem Ausräumen „formaler“ Barrieren und einer offenen Angebotsgestaltung weiterhin Teilnahmebarrieren realisieren, die dann aber eher auf der Ebene der sozialen Interaktion bzw. der Beziehungsgestaltung liegen.

An das Wissen über Zugangs- und Teilnahmebarrieren anschließend, das bis dahin erarbeitet wurde, wird in Kapitel 5 versucht, den Begriff der ‚Barriere‘ theoretisch-inhaltlich zu erweitern und zu fassen; dies geschieht unter Einbezug der Behindertenpädagogik, der Organisationskulturforschung sowie Differenz- und Machttheorien und dient dann im empirischen Teil der Ergebnisdeutung durch den Einbezug verschiedener Aspekte von Barrieren. Im Anschluss an diese Überlegungen werden zwei ‚Gegenkonzepte‘, nämlich Inklusion und Diversity vorgestellt, die eine generelle Ausrichtung auf (institutionelle) Öffnung und die Wertschätzung von Vielfalt verfolgen und damit in engem Bezug zur Thematik der vorliegenden Arbeit stehen.

Im empirischen Teil der vorliegenden Arbeit wird das Forschungsinteresse (Kapitel 6) sowie das methodische Vorgehen (Kapitel 7) erläutert. In diesem Zuge wird die hier

gewählte Auswertungsmethode der Qualitativen Inhaltsanalyse nach Kuckartz (2014), genauer die Inhaltlich strukturierende Inhaltsanalyse und ihr Ablauf dargestellt.

Im Darstellungskapitel (Kapitel 8) kommen die Väter zu Wort. Der Aufbau des Kapitels orientiert sich an den Auswertungskategorien, übernimmt diese aber nicht 1:1. Die Ergebnisse werden in den jeweiligen Haupt- und Subkategorien aufgefächert. Die Darstellung ist von der Intention geleitet, vom Allgemeineren in die Tiefe zu gelangen. So werden zunächst einige barrierelevanten Rahmenbedingungen des EKIZ-Angebots dargestellt, die sich bspw. auf Öffnungszeiten, Struktur des Angebots, allgemein auf die Fachkräfte etc. beziehen, um dann Schritt für Schritt die komplexeren, tieferliegenden Prozesse auf der Ebene der Interaktion aufzufächern. Eine ausführliche, zusammenfassend-interpretierende Deutung sowie die Entwicklung von pädagogischen Ansätzen im Umgang mit der Zielgruppe der Väter folgt dann anschließend in den Kapiteln 9 (Interpretation der Ergebnisse) und 10 (Diskussion, Fazit und Ausblick).

2 Eltern-Kind-Zentren in Hamburg – Ziele, Zielgruppen und deren Erreichung

Hier wird zunächst der noch relativ neue Einrichtungstyp der Eltern-Kind-Zentren (im Folgenden: EKIZ) beschrieben und dabei auch auf die konzeptuellen Ziele, die anvisierten Zielgruppen und deren Erreichung eingegangen.

2.1 Der Einrichtungstyp Eltern-Kind-Zentren

Bei den bisher 38 Eltern-Kind-Zentren in Hamburg handelt es sich um soziale Einrichtungen, die seit 2007 in Stadtteilen mit hohen sozialen Belastungen eingerichtet wurden und werden. Sie sind institutionell an Kindertageseinrichtungen angegliedert und erweitern das zuvor auf Betreuung, Förderung und Bildung von Kindern gerichtete Angebot um ein umfassendes Konzept zur Unterstützung und Bildung von Eltern bzw. ganzen Familien. Dabei sollten zunächst besonders Familien mit Kindern unter drei Jahren angesprochen werden, deren Lebenslagen stark belastet sind und die ihren Anspruch auf

Förderung in einer Kindertageseinrichtung nicht in Anspruch nehmen. Inzwischen wurde das Konzept soweit verändert, dass nun Eltern mit Kindern bis zum Schuleintrittsalter zur Zielgruppe gehören. Dies steht im Zusammenhang mit dem Ausbau der Krippenbetreuung und dem Rechtsanspruch auf fünfstündige Betreuung ab dem vollendeten ersten Lebensjahr seit dem 1. August 2013 (vgl. Hamburg.de (o. J.)).

In der Drucksache des Senats an die Bürgerschaft vom 6. März 2007 („Kitas zu Eltern-Kind-Zentren entwickeln“, Drucksache Nr. 18/5929) wird formuliert: „Sie (die EKIZ) sollen vor allem solche Familien erreichen, deren Lebenssituation und -umfeld einer gedeihlichen kindlichen Entwicklung nicht hinreichend förderlich ist. Eltern-Kind-Zentren sollen frühzeitig darauf hinwirken, dass es nicht zu familiären Situationen kommt, von denen eine Kindeswohlgefährdung ausgehen kann“. Die Kitas sollen in präventiver Weise für Familien tätig werden, die von von Prozessen der Destabilisierung und Desintegration bedroht sind. Sie sollen frühzeitig Beratung und Unterstützung zur Verfügung stellen, die Erziehungskompetenzen der Eltern stärken sowie den Aufbau aktiver Nachbarschaftshilfe vorantreiben und so Hilfe zur Selbsthilfe leisten. Familien mit Migrationshintergrund, die häufig von sozialer Isolation bedroht sind, sollen durch geeignete Ansprache an das EKIZ-Angebot herangeführt und Kinder durch ergänzende Angebote nachhaltig in ihrer Entwicklung gefördert werden. Seit 2014 gelten auch Familien mit Fluchthintergrund in Wohnunterkünften explizit zur Zielgruppe (vgl. Drucksache 21/3285, 23.02.2016, S. 2).

Die Eltern-Kind-Zentren sind Teil des Netzwerks Frühe Hilfen. Dabei handelt es sich um eine bundesweite, zunehmend flächendeckende, koordinierte Versorgungslandschaft, deren Hilfsangebote sich an werdende Eltern ab Beginn der Schwangerschaft, Mütter, Väter und Kinder im Alter von 0–3 Jahren wenden; insbesondere sollen (psycho)sozial belastete Familien erreicht werden. Die Frühen Hilfen arbeiten überwiegend präventiv. Im Sinne eines „sozialen Frühwarnsystems“ sollen familiäre Situationen, die sich kindeswohlgefährdend entwickeln könnten, frühzeitig erkannt und rechtzeitig verbessert werden (vertiefend s. Leitbild Frühe Hilfen 2014).

Angebot

Kern des niedrighschwelligigen Angebots im EKiz sind sogenannte ‚Eltern-Kind-Clubs‘ oder ‚Eltern-Kind-Cafés‘, also offene Treffs, welche die Eltern ohne Anmeldung, unverbindlich und kostenlos besuchen können. In lockerer Atmosphäre können die Kinder spielen und die Eltern mit anderen Eltern in Kontakt kommen oder unkompliziert mit einer Fachkraft sprechen. Die Kinder sammeln erste Erfahrungen in der Gruppe und sollen möglichst früh an das Kita-Regelsystem herangeführt werden, wofür der Besuch des EKiz eine gute Vorbereitung darstellt.

Ergänzend gibt es verschiedene Bildungs- und Beratungsangebote zu spezifischen Problemen der Familien (Erziehungs-, Ernährungs-, Schuldnerberatung o.ä.) sowie Eltern-Kind-Angebote zur Anregung und Förderung der kindlichen Entwicklung (z. B. Singkreis, Babymassage, Turnen).

Wichtiger Bestandteil der Arbeit ist das gemeinsame Frühstück oder Mittagessen, das kostengünstig oder kostenlos angeboten wird.

Die EKiz-Fachkräfte leisten weiterhin aufsuchende/nachgehende Arbeit, um isoliert lebende Familien zu erreichen und arbeiten mit Kooperationspartnern im Sozialraum wie bspw. Elternschulen, Familienhebammen, wellcome, Schuldnerberatungen, Erziehungsberatungsstellen etc. zusammen. Diese bieten teilweise auch Sprechstunden in den Räumlichkeiten des EKiz an.

Zunächst wurden im Zeitraum 2007 bis 2008 22 Eltern-Kind-Zentren gegründet. Durch die Evaluation der EKiz-Arbeit durch Prof. Sturzenhecker und Team (2008/2009) konnte gezeigt werden, dass die EKiz sehr erfolgreich arbeiten. In der Folge wurde das EKiz-Angebot in der Breite ausgebaut und die Zahl der Zentren auf 38 erhöht. Es sind zehn weitere Einrichtungen in oder in der Nähe von Flüchtlingsunterkünften geplant (vgl. Drucksache 21/5685 30.08.16, S. 8).

2.2 Ziele der EKiz-Arbeit

Aus den konzeptuellen Vorgaben des Senats, die bereits weiter oben genannt wurden, haben Sturzenhecker und Voigtsberger (2015) ein Qualitätskonzept erarbeitet, an dem sich die EKiz Arbeit fachlich ausrichtet. Die abgeleiteten Qualitätsstandards finden sich

im „Qualitätshandbuch der Eltern-Kind-Zentren“ (2015) und wurden in einem partizipativen Prozess gemeinsam mit den Fachkräften entwickelt.

Die durch die EKiz-Arbeit angestrebten Wirkungsziele lauten:

1. Familien pflegen soziale Kontakte über ihre Herkunftsgruppe hinaus und integrieren sich in Institutionen und in den Stadtteil.

Eltern sollen die Möglichkeit bekommen, sich auch über ihre (kulturelle) Gruppe hinaus ein erweitertes Netzwerk aufzubauen, welches Isolationsrisiken entgegenwirkt. Dazu zählen auch die pädagogischen und sozialen Institutionen im Stadtteil, Vereine und Initiativen sowie die Lokalpolitik. Die EKiz sollen Kontakte zwischen unterschiedlichen Familien, teilkulturellen Gruppen und relevanten Institutionen im Stadtteil herstellen und neue Kontakte anregen. Auch sollen die EKiz-Besucher_innen als Bürger_innen angesprochen und ihre Teilhabe am gesellschaftlichen Leben im Stadtteil und an lokalen demokratischen Entscheidungsprozessen unterstützt werden (vgl. Sturzenhecker/Voigtberger 2015, S. 42)

2. Eltern erweitern ihr Wissen über Erziehungsaufgaben und über Lernvoraussetzungen von Kindern.

Die Eltern-Kind-Zentren sollen Eltern offen und niedrigschwellig darin unterstützen, ihren Erziehungsauftrag angemessen wahrnehmen zu können. Dafür werden in passender Form Wissen und Fähigkeiten in Bezug auf die Erziehungsaufgaben und die Entwicklung von Kindern vermittelt, sowie die Umsetzung (auch in Situationen der Überforderung) und das Reflexionsvermögen gefördert (ebd., S. 80). Dies geschieht innerhalb konkreter Erziehungssituationen im EKiz-Alltag.

3. Eltern gestalten sprach-, bildungs- und bewegungsfördernde Aktivitäten mit ihren Kindern.

Eltern sollen dazu befähigt werden, die Bedeutung von sprach-, bildungs- und bewegungsfördernden Aktivitäten für das Aufwachsen von Kindern zu erkennen und Gelegenheiten dafür im Alltag der Familie wahrzunehmen. Über gemeinsame Aktivitäten

und den Einbezug in die Planung derselben im EKiZ können neue, entwicklungs-fördernde Handlungsweisen eingeübt, erprobt und reflektiert werden (vgl. ebd., S. 114).

4. Eltern kennen und nutzen für sie relevante Hilfs- und Beratungsangebote über das EKiZ hinaus.

Eltern, besonders aus sozial benachteiligten Milieus, bedürfen angesichts oft mangelnder Unterstützungsnetzwerke Beratung und Unterstützung, um ihren Erziehungsauftrag angemessen wahrnehmen zu können. Sie sollen unterschiedliche Hilfsangebote kennen und nutzen. Das EKiZ übernimmt hier eine „Lotsenfunktion“, in dem es den Nutzer_innen passende Angebote vermittelt und dafür sorgt, dass die Eltern wirklich dort ankommen. So soll einer möglichen Destabilisierung und Desintegration von Eltern und Kindern entgegengewirkt werden (ebd., S. 138)

5. Eltern kennen und nutzen konstruktive Handlungsweisen im Umgang mit Krisensituationen.

Eltern, die sich in belasteten Lebenslagen und akuten Krisensituationen befinden, haben teilweise Schwierigkeiten, diese zu bewältigen, was sich ungünstig auf die momentane Fähigkeit zur Kindeserziehung auswirken kann. Die EKiZ unterstützen Eltern dabei, ihre Erziehungsaufgabe bewusst zu erkennen und zu reflektieren sowie passende Beratungsangebote zu kennen und zu nutzen. Gleichzeitig soll die Wahrnehmung für eigene Belastungen eingeübt werden und sich mit anderen Erziehenden darüber ausgetauscht werden. Probleme, Unsicherheit und Überforderung sollen zum Thema gemacht und Bewältigungsstrategien gefunden werden können. Falls in bestimmten Fällen Anzeichen von Kindeswohlgefährdung erkennbar werden, gestalten die EKiZ-Fachkräfte ggf. auch den Übergang in Verfahren des gesetzlichen Kinderschutzes (ebd., S. 167).

6. Kinder entwickeln Ich-Kompetenzen, Sozial- und Sachkompetenzen.

Kinder sollen im EKiZ Angebote zur Förderung ihrer Entwicklung erhalten. Sie sollen entwicklungs- und sprachfördernden Aktivitäten selbsttätig und begleitet nachgehen können, erste Gruppenerfahrungen sammeln und so auf das Regelangebot „KiTa“ vorbereitet werden. Gemeinsame Aktivitäten von Eltern und Kindern sollen praktische Anregungen zur Förderung der Kinder, auch außerhalb des EKiZ, geben (ebd., S. 202).

2.3 Zielgruppen und deren Erreichung

Aus dem oben genannten Bildungsauftrag der EKiz lässt sich ableiten, dass die Zielgruppe vor allem Familien sind, die sich in Problemlagen befinden und deren Situation sich unter Umständen negativ auf die kindliche Entwicklung auswirken könnte.

In der Mitteilung des Hamburger Senats (2007) wird als Zielgruppe zunächst benannt: „[...] Familien mit Kindern unter drei Jahren, die bisher keinen Anspruch auf eine öffentlich geförderte Kindertagesbetreuung [...] haben oder diese nicht geltend machen“ bzw. sollen die EKiz „vor allem solche Familien erreichen, deren Lebenssituation und -umfeld einer gedeihlichen kindlichen Entwicklung nicht hinreichend förderlich ist“ und bei denen die Gefahr der Kindeswohlgefährdung entstehen könnte, wenn die erforderliche Unterstützung ausbleibt. Weiterhin wird die Zielgruppe als von Destabilisierung und sozialer Desintegration bedroht beschrieben. Besonders genannt werden noch einmal Familien mit Migrationshintergrund, die Tendenzen sozialer Isolation aufweisen.

Konzeptionell ist also die Zielgruppe der sozial belasteten Familien festgeschrieben, deren Lebenslage laut den Evaluationsergebnissen von 2008/2009 durch Armut, Arbeitslosigkeit, Wohnungsnot, Ver- und Überschuldung, Bildungsarmut, Abhängigkeit von staatlichen Transferleistungen und Migrationshintergrund gekennzeichnet ist (vgl. Sturzenhecker 2009a, S. 11). Eine Auswertung des Jahresberichtwesens 2014 (vgl. Gundlach 2014) ergab, dass in zwei Dritteln der EKiz über 50 % der Besucher_innen einen Migrationshintergrund haben und 30 – 50 % kein oder wenig Deutsch sprechen. In einem Viertel der EKiz liegt der Anteil der Eltern ohne Berufsausbildung bei mehr als 50 % (vgl. Drucksache 21/3285, 23.02.16, S. 1).

Die Evaluation 2009 sowie die Auswertung des Jahresberichtwesens 2014 konnten zeigen, dass die EKiz die vorgeschriebene Zielgruppe zu zwei Dritteln erreichen. Der überwiegende Teil der Besucherinnen befindet sich in komplexen Problemlagen, findet aber den Weg ins EKiz.

Dies ist ein beachtlicher Erfolg, denn seit langem ist das Problem bekannt, dass sozial benachteiligte Menschen nur unzureichend von Angeboten der Erwachsenen- und Familienbildung erreicht werden. Darauf wird in Kapitel 3 ausführlicher eingegangen.

Etwa ein Drittel der EKiz-Besucherinnen gehört laut Evaluation der Mittelschicht an. Auf diese Mütter treffen die genannten sozioökonomischen Belastungen nicht zu. Die meisten von ihnen verfügen über Berufsabschlüsse und waren vor der Geburt des ersten Kindes berufstätig, sodass Armut, Wohnungsnot oder Verschuldung keine relevanten Themen sind und die Lebenslage insgesamt stabiler ist. Die Mittelschichtsmütter verfügen auch häufig über eine bessere Mobilität. Sie kommen ins EKiz, um die soziale Isolation zu durchbrechen und ihren zum Teil großen Unsicherheiten in Erziehungsfragen zu begegnen. Auch für sie kann die ganztägige Verantwortung für ein kleines Kind, dessen Versorgung und Erziehung überfordernd sein. Die Unterstellung, (Neu-)Mütter mit Mittelschichtshintergrund seien aufgrund ihrer besseren materiellen Lebenslage und Bildungsabschlüssen erziehungskompetenter, bezeichnet Sturzenhecker als „Vorurteil“. Ein Mittelschichtshintergrund sei in keiner Weise ein Garant für Erziehungskompetenz (vgl. Sturzenhecker 2009a, S. 19).

Väter gehören zu den unterrepräsentierten Zielgruppen im EKiz. Neben sehr jungen Müttern unter 20 Jahren, sog. ‚Hochrisikofamilien‘ und bestimmten marginalisierten Migrantengruppen wie Sinti und Roma werden sie relativ schlecht erreicht. In der Evaluation 2009 (S. 11) lag der Anteil der Väter bei 5 %. In den letzten Jahren ist er auf ca. 10 % angestiegen (vgl. Gundlach 2014 S. 84). Aus den von Gundlach geführten Expertinnen-Interviews mit sieben EKiz-Leitungen wurde ersichtlich, dass alle Befragten die Zielgruppe der Väter als besonders schwer für das EKiz zu gewinnen nannten. Einige Väter würden nur für punktuelle Unterstützung, bspw. beim Ausfüllen von Anträgen das EKiz aufsuchen. Die berufliche Eingebundenheit sowie eine kurze oder keine Inanspruchnahme von Elternzeit schlosse den Besuch aufgrund der Öffnungszeiten aus. Teilweise werden tradierte Geschlechterverhältnisse bei muslimischen, besonders türkischen Familien als Grund für das Fernbleiben angeführt, da es den Frauen aufgrund kulturell-religiöser Verhaltensregeln nicht gestattet sei, sich zusammen mit Männern in einem Raum aufzuhalten (besonders, wenn dort auch gestillt werde). Da die Kindererziehung als Frauenaufgabe angesehen werde, sei es für Männer nicht angebracht, das EKiz zu besuchen. Auch das Vorhalten eines von einer männlichen Fachkraft geleiteten Väter-Angebots habe nichts an der geringen männlichen Beteiligung geändert und sei aufgrund geringer Nachfrage wieder eingestellt worden (vgl. Gundlach 2014, S. 84).

3 Probleme beim Erreichen von Zielgruppen in der Erwachsenen- und Familienbildung

In diesem Kapitel geht es darum zu explorieren, welche Erkenntnisse es über hemmende Faktoren für die Teilnahme an Bildungsangeboten gibt. Dabei wird zum Einen auf die Adressatenforschung zur Erwachsenen- und Familienbildung eingegangen und der Ansatz der Milieuzugehörigkeit als mögliches Hemmnis erläutert. In Bezug auf die Familienbildung werden Teilnahmebarrieren für sozial benachteiligte Adressat_innen, Männer und Familien mit Migrationshintergrund beleuchtet.

3.1 Begriffsklärung: Adressat_innen, Zielgruppe, Teilnehmende, Nutzer_innen

Da diese Begriffe in dieser Arbeit laufend verwendet werden, sollen sie hier kurz geklärt werden. Laut Faulstich/Zeuner (2008) handelt es sich bei „Adressat_innen“ um diejenigen Personen, die Erwachsenenbildung erreichen soll (die also von ihr ‚adressiert‘ werden und an die sie sich richtet). „Zielgruppen“ sind durch gemeinsame sozialstrukturelle Merkmale beschreibbare Untergruppen (z. B. Frauen, Alleinerziehende, Menschen mit türkischem Migrationshintergrund, Menschen ab 60 Jahren etc.). „Teilnehmende“ sind diejenigen, welche tatsächlich zu Angeboten gekommen sind (vgl. Faulstich/Zeuner 2008, S. 101). Allerdings scheint die Verwendung und Definition der Begriffe nicht einheitlich zu sein. Für das Feld der Sozialen Arbeit definiert Graßhoff: „Adressat_innen beschreiben somit die Personen in der Sozialen Arbeit, welche die Angebote tatsächlich nutzen“ (Graßhoff 2015, S. 8). In der Erwachsenen- und Familienbildung ist die Adressaten,- Teilnehmer- und Zielgruppenorientierung für die Planung und Umsetzung von Angeboten zentral. Die Adressatenforschung untersucht demnach die gesellschaftlichen Bedingungen, die mit der Teilnahme- oder Nichtteilnahme an Erwachsenenbildung in Zusammenhang stehen, die Teilnehmerforschung erforscht Bildungsmotive, -interessen und -bedarfe. Der Begriff der Zielgruppe bleibt laut Faulstich und Zeuner wissenschaftlich problematisch. Davon ausgehend, dass sich Adres-

3 Probleme beim Erreichen von Zielgruppen in der Erwachsenen- und Familienbildung

sat_innen immer schon sozialstrukturell und milieuspezifisch unterscheiden, können Zielgruppen zwar gefasst werden, dennoch bleibt unklar, wie sich die „Personenkonglomerate zur Gruppe konstituieren“ (Faulstich/Zeuner 2008, S. 112). Gleichzeitig hat die Orientierung an Zielgruppen in der Erwachsenenbildung Tradition. In den 1970er-Jahren wurde vor dem Hintergrund sozialer Ungleichheit verstärkt nach dem Zielgruppenansatz gearbeitet, um benachteiligte Gruppen (bspw. Frauen, Migrant_innen, Arbeiter_innen) besonders im Hinblick auf gesellschaftliche Teilhabe zu fördern (ausführlich zum Zielgruppenansatz und seiner kritischen Einordnung vgl. Mengel 2007).

Die Bezeichnung „Nutzer_innen“, die in dieser Arbeit häufig verwendet wird, steht im Zusammenhang mit der Theorie sozialer Dienstleistung (vgl. Oelerich/Schaarschuch 2013, S. 87). Aneignungstheoretisch wird von den Nutzer_innen als selbstproduktive Subjekte ausgegangen, die einerseits ihre Lebenspraxis produzieren und sich dafür den „Gebrauchswert“ sozialer Dienstleistungen für ihr Leben aktiv aneignen. Gleichzeitig sind die Nutzer_innen Ko-Produzenten der sozialen Dienstleistung, da sie ohne sie nicht zustande kommen würde. Der Begriff der „Nutzer_in“ bezieht sich also auf den subjektiv wahrgenommenen Nutzen einer sozialen Dienstleistung für die Selbstproduktion der Subjekte (vgl. Oelerich/Schaarschuch 2013, S. 88). Der Fokus wird also auf die Sicht der Akteure und nicht auf die Perspektive der Anbieter gelegt.

3.2 Zu den Begriffen Erwachsenenbildung/Weiterbildung

In der Literatur wird der Begriff der Erwachsenenbildung weitgehend synonym mit dem Begriff der Weiterbildung verwendet. Die Begriffe können aber doch voneinander abgegrenzt werden und sind nicht identisch. „Erwachsenenbildung“ stellt nach Weinberg (2000) einen umfassenden Oberbegriff dar, der, „unabhängig von Rechtsstatus und bildungspolitischem Stellenwert, alle Organisationsformen, die der Bildung Erwachsener in Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft dienen“, umfasst (Weinberg 2000, S. 15). Die Erwachsenenbildung verfügt über lange Traditionslinien, die den Anspruch der Demokratisierung von Bildung und der ganzheitlichen Weiterentwicklung des Subjekts in sich tragen.

3 Probleme beim Erreichen von Zielgruppen in der Erwachsenen- und Familienbildung

Der Begriff der Weiterbildung wurde 1970 vom Deutschen Bildungsrat eingesetzt. Ihm ging es darum zu verdeutlichen, dass Bildung und Lernen nach der Kindes- und Jugend-schule ebenfalls ein Bestandteil des Bildungswesens ist und das, was bisher Erwachse-nenbildung genannt wurde, „politisch und verwaltungsmäßig handhabbar zu machen“ (Weinberg 2000 S. 10). Der Begriff der Weiterbildung ist daher ein „Bildungssystembe-griff“ (ebd.). Er umfasst alle Bildungsveranstaltungen im Weiterbildungssystem. Dieses bildet einen eigenen Hauptbereich des Bildungswesens (die sogenannte „vierte Säule“). Unter Weiterbildung werden laut der Kultusministerkonferenz (2003) jene „intentiona-len Bildungsaktivitäten zusammengefasst, die nach Abschluss einer ersten, unterschied-lich ausgedehnten Bildungsphase mit anschließender Erwerbstätigkeit oder auch Fami-lientätigkeit aufgenommen werden“ (Reich-Claassen 2010 S. 20). Unterhalb des Be-griffs der Weiterbildung findet sich laut Weinberg dann die Unterscheidung zwischen beruflicher Weiterbildung und allgemeiner Erwachsenenbildung.

In aktuelleren Quellen wie dem Adult Education Survey (Bilger et al. 2013) taucht jedoch der Begriff der Erwachsenenbildung nicht mehr auf, stattdessen wird der Begriff der „nicht-berufsbezogenen Weiterbildung“ verwendet.

Da der Begriff der Weiterbildung, und auch der „nicht-berufsbezogenen“ Weiterbildung Assoziationen hervorruft, die mit dem Erwerb spezifischer, arbeitsmarktrelevanter oder „humankapitalerhöhender“ Kenntnisse verknüpft sind, ist dieser für verschiedene Berei-che der Erwachsenenbildung nicht passend. Beispielsweise ‚trifft‘ er nicht den Charak-ter politischer Bildung oder der Familienbildung. Der Begriff der Erwachsenenbildung sollte nicht verengt werden, da Bildungsbereiche, die nicht mit dem Berufsleben asso-ziiert sind, sondern auf die private Lebensführung abzielen, dadurch eine Abwertung erfahren. Daher wird in dieser Arbeit der Begriff der Weiterbildung verwendet, wenn der Erwerb berufsbezogener Kenntnisse gemeint ist, und der Begriff der Erwach-senenbildung, wenn es um allgemeine Bildungsbetätigungen geht.

Vorrangig handelt es sich in diesem Zusammenhang um „formal-organisierte“ Ange-bote, bzw. eine „zielgerichtete, organisierte Form des Lernens, also in Form von Kursen, Lehrgängen, Seminaren, Veranstaltungen“ (vgl. Faulstich/Zeuner 2010, S. 15). Diese werden bspw. von den Volkshochschulen (VHS), Gewerkschaften, Stiftungen, Kirchen, Berufsbildungsnetzwerken, Arbeitgeberverbänden, NGOs, kommerziellen Anbietern etc. durchgeführt. Allerdings rücken seit mehreren Jahren auch Formen des selbstorgani-

sierten, nicht-formalen und informellen Lernens in den Fokus und werden als Weiterbildung betrachtet.

3.3 Probleme beim Erreichen von Zielgruppen

Für die institutionelle Erwachsenen- und Weiterbildung sowie die Familienbildung zeigen sich in der Frage nach schlecht erreichten Zielgruppen Parallelen. Aus der langjährigen Adressatenforschung im Bereich der Erwachsenen- und Weiterbildung liegen Erkenntnisse über die soziale Zusammensetzung der Teilnehmenden sowie über Teilnahmebarrieren für die Nutzung von Angeboten vor; diese lassen sich auch auf die Familienbildung übertragen.

Seit langem ist das Problem bekannt, dass von den Angeboten der allgemeinen Erwachsenenbildung und der beruflichen und betrieblichen Weiterbildung in Deutschland überwiegend Angehörige höherer sozialer Schichten erreicht werden, die über hohe Schul- und Berufsabschlüsse verfügen und erwerbstätig sind. Dies zeigen für die berufliche Weiterbildung z. B. Tippelt/Barz (2004), Bremer (2007), das Berichtssystem Weiterbildung (Kuwan 2003; 2005) oder der Adult Education Survey (Bilger et al. 2013).

Angehörige sozial benachteiligter Schichten oder Milieus machen hingegen einen deutlich geringeren Teil der Teilnehmenden aus und sind somit in Weiterbildungsangeboten unterrepräsentiert.

Auch wenn seit 1979 immer mehr Menschen an Weiterbildung partizipierten und sich besonders 2012 noch einmal ein Anstieg der Weiterbildungsbeteiligung verzeichnen lässt, hat sich an der sozialstrukturellen Zusammensetzung in den letzten Jahrzehnten wenig geändert.

Deutliche Unterschiede lassen sich in der Aufschlüsselung nach Erwerbsstatus, Bildungshintergrund, Berufsabschluss, Geschlecht, Alter und Migrationshintergrund erkennen. So nahmen Arbeitslose, Personen mit niedriger Schulbildung, Geringverdienende, Teilzeitarbeitende, Un- und Angelernte sowie Personen mit Migrationshintergrund deutlich seltener an Weiterbildung teil.

Je höher die Bildung oder Ausbildung der Befragten, desto höher die Beteiligung an Weiterbildung (vgl. Bilger et al. 2013, S. 93).

3 Probleme beim Erreichen von Zielgruppen in der Erwachsenen- und Familienbildung

Der Erwachsenenbildung gelingt es somit bisher nicht, ihren eigentlichen Anspruch zu verwirklichen, durch mehr Bildung die Chancengleichheit und die gesellschaftliche Teilhabe aller sozialen Gruppen zu verbessern und soziale Ungleichheit durch Weiterbildung abzubauen (vgl. Bremer 2007 S. 14; Bilger et al. 2013, S. 92) Ganz im Gegenteil zu diesem Ziel scheint sie Ungleichheitseffekte eher noch zu befördern, da vor allem bereits gut ausgebildete, bildungserfolgreiche Personen Weiterbildungsangebote in Anspruch nehmen und so ihre Qualifikationen weiter erhöhen, sodass der Effekt einer auseinanderklaffenden „Weiterbildungsschere“ bzw. der „doppelten Selektivität“ (Faulstich/Zeuner 2008, S. 106) entsteht.

Für die Beantwortung der Frage, was Personen aus sozial benachteiligten Schichten von der Teilnahme an Weiterbildungsangeboten abhält, wurden in der Adult Education Survey (AES) für das Jahr 2012 explizit **Weiterbildungsbarrieren** erhoben. In der Definition des Begriffs werden Barrieren wie folgt gefasst:

“Obstacles in adult learning are influencing factors reducing the probability of adults to participate in adult learning activities” (Kuwan/Larsson 2008, S. 58, nach Bilger et al. 2013).

In einer in 14 europäischen Ländern durchgeführten OECD-Studie wurden sieben zentrale Dimensionen von Weiterbildungsbarrieren ermittelt, die quantitativ am häufigsten genannt wurden. Diese lauten wie folgt (vgl. Bilger et al. 2013, S. 86):

1. Allgemeine Weiterbildungseinstellungen bzw. fehlende Nutzenerwartung
2. hemmende Lerndispositionen (z. B. Angst vor Misserfolg, fehlende Selbstwirksamkeit)
3. Lernpräferenzen (z. B. lieber informelles Lernen als formal-organisiertes Lernen)
4. hemmende persönliche Lebenssituation (z. B. familiäre Verpflichtungen, gesundheitliche Einschränkungen)
5. hemmendes Lernumfeld (beruflich bzw. privat)
6. angebotsbezogene Weiterbildungsbarrieren (z. B. zeitliche Organisation von Angeboten, Kosten, regionale Angebotsdichte, Erreichbarkeit)
7. Weiterbildungstransparenz, Beratungs- und Unterstützungsbedarf

3 Probleme beim Erreichen von Zielgruppen in der Erwachsenen- und Familienbildung

Bei der Aufschlüsselung der Zustimmungswerte nach sozialstrukturellen Merkmalen zeigt sich, dass besonders die Personen barrierelevanten Aussagen zustimmten, die arbeitslos waren und/oder über eine niedrige Schulbildung verfügten.

Die ersten drei gelisteten Weiterbildungsbarrieren beziehen sich auf die Ebene der Einstellungen bezüglich des Lernens. Personen mit niedriger Schulbildung gaben deutlich häufiger als Personen mit höherer Schulbildung an, keinen privaten oder beruflichen Bedarf zu haben bzw. sich keinen Nutzen von Weiterbildung zu versprechen. Weiterhin ist bei ihnen die Skepsis gegenüber schulähnlichen, formalen Lernsettings deutlich ausgeprägter; damit einher gehen stärkere Zweifel, den Anforderungen gerecht werden zu können oder Angst vor Misserfolg.

Auch angebotsbezogene Barrieren wie bspw. zu hohe Kosten, das Fehlen geeigneter Angebote, mangelnde Erreichbarkeit oder nicht vorliegende Teilnahmevoraussetzungen wirken sich auf diese Personengruppen stärker aus. Für Personen mit Migrationshintergrund (Ausländer und Deutsche mit Migrationshintergrund) wirkten sich familiäre Verpflichtungen, Beratungsbedarf, zu hohe Kosten und fehlende Teilnahmevoraussetzungen als Barrieren aus. Frauen übernehmen immer noch den Großteil der Sorgearbeit (Versorgen von Kindern, Pflegen von Angehörigen), sodass sich familiäre Verpflichtungen auf das Zeitbudget für Weiterbildungen negativ auswirken (vgl. Bilger et al. 2013, S. 221).

Die als zentral identifizierten Barrieren sind also einerseits angebotsbezogen, andererseits einstellungsbezogen. Diese Einstellungen entstehen nicht rein individuell aus dem luftleeren Raum heraus. Vielmehr wird als zentrale Einflussgröße, die über Teilnahme oder Nicht-Teilnahme an institutionellen Weiterbildungsmaßnahmen entscheidet, meist die soziale Milieuzugehörigkeit betrachtet (z. B. Tippelt/Barz 2004; Bremer 2007).

3.4 Die Bedeutung von Milieuzugehörigkeit und Habitusausprägung für die Nichtteilnahme an Bildungsangeboten

Helmut Bremer beschäftigt sich mit dem Zusammenhang von Milieuzugehörigkeit, Habitus und Lernen und somit der sozialen Selektivität des (Weiter-)Bildungswesens (Bremer 2007).

3 Probleme beim Erreichen von Zielgruppen in der Erwachsenen- und Familienbildung

„Milieu“ meint, verkürzt ausgedrückt, zunächst eine Großgruppe von Menschen, die ihr Alltagsleben nach ähnlichen moralischen und geschmacklichen Prinzipien führen. Das Bestreben der Milieuforschung ist es, soziale Gruppen und Identitäten auf andere Weise zu unterscheiden, als nur die sozialstrukturell-objektiven, „äußeren“ Merkmale wie Ausbildung, Beruf, Alter, Geschlecht heranzuziehen (wie beispielsweise im Adult Education Survey), weil diese noch wenig über die soziale Praxis der Akteure, ihre Einstellungen, subjektiven Verarbeitungsmuster oder Mentalitäten aussagen.

Stattdessen wird versucht, die soziale Alltagspraxis und alltägliche Lebensführung zu explorieren und deren Vielschichtigkeit zu erfassen. Milieus sind daher nicht einfach als „prägende Umwelt“ zu verstehen, sondern als etwas, das von den Akteuren selbst in bestimmter Weise hergestellt wird (vgl. Bremer 2007, S. 145).

Milieuzugehörigkeit kann jedoch nicht einfach frei gewählt werden. Es darf nicht vernachlässigt werden, dass die Angehörigen der sozialen Milieus eingebunden sind in ein gesellschaftliches Gefüge der Arbeits- und Funktionsteilung sowie der Herrschaftsausübung. Dies beinhaltet auch damit einhergehende Ungleichheiten und Benachteiligungen, Einschränkungen oder Privilegierungen der sozialen Herkunft und der Position im sozialen Raum (vgl. ebd., S. 123 f.). Somit geht es beim Erfassen von Milieus um die Verflechtung der konkreten „materialen“ Lebensbedingungen mit den reflexiven Aneignungsweisen der Subjekte und der daraus folgenden Lebensführung (vgl. Bremer 2007, S. 127). Dabei wird auch sichtbar, wie Bildungs- und Lernzugänge in diese Alltagspraxis eingebunden sind.

Bremer schließt in seiner Habilitation das Konzept der sozialen Milieus an das Konzept des Habitus nach Pierre Bourdieu an. Der Habitus nimmt die Rolle einer Vermittlungsinstanz zwischen äußerer Umwelt, Lebensweisen, Lebensstilen und Bildungshaltungen ein. Bourdieu versteht unter „Habitus“ eine „allgemeine Grundhaltung“ zur Welt, die sich aus „Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsschemata“ (ebd., S. 128) zusammensetzt, also Mustern, nach denen die soziale Welt von den Subjekten bewertet und wahrgenommen wird und die ihren Handlungen zugrunde liegen. Laut Bremer können sie auch als moralische und geschmackliche Prinzipien verstanden werden, die sich implizit in der Lebensführung ausdrücken. Der Habitus zieht sich als „einheitsstiftendes Prinzip“ durch alle Lebensbereiche und verleiht jedem von ihnen ein- und dieselbe „Handschrift“, sodass sich in der Art, wie jemand spricht, geht, sitzt, lacht, isst, tanzt, steht, welche

3 Probleme beim Erreichen von Zielgruppen in der Erwachsenen- und Familienbildung

Filme oder Serien er mag, wohin und wie er in Urlaub fährt, welche Kleidung er trägt, was er ‚schön‘ findet, etc., etwas über die soziale Herkunft offenbart (ebd., S. 128). Damit einher geht auch die Praxis des Lernens und des Bildungserwerbs; mit dem „Habitusstyp“ ein bestimmter „Bildungstyp“ (ebd., S. 128; S. 145 f.).

Der Habitus wird bereits im Laufe der frühkindlichen Sozialisation erworben. Von Geburt an befindet sich der Mensch in einer aktiven Interaktion mit seiner Umwelt und lernt und verinnerlicht dadurch auch die „impliziten geschmacklichen, moralischen und ästhetischen ‚Gesetze‘, durch die das Alltagsleben des Milieus strukturiert wird“ (Bremer 2007, S. 128 f.) Dazu gehören auch spezifische Einstellungen und Bewertungen in Bezug auf Bildung.

Die je nach spezifischem Milieu gehegten Einstellungen zu Bildung und Weiterbildung schwanken zwischen einem Verständnis von Bildung als Selbstzweck und Selbstentfaltung in den oberen Milieus, Bildung als Mittel des sozialen Aufstiegs oder Bildung als Mittel zum Erhalten der gesellschaftlichen Position bzw. Schutz vor Abstieg und Bildung als nutzlos und notwendiges Übel in den mittleren und unteren Milieus (vgl. ebd., S. 146 f.).

Die Ausprägung des Habitus ist gleichzeitig kollektiv und persönlich und bleibt auch als eine Art erworbene Mitgift wirksam, wenn sich die Akteure aus ihrem Herkunftsmilieu herausbewegen, Lebensentwürfe planen, neue soziale Beziehungen aufbauen und Milieuzusammenhänge ‚wählen‘. Diese neu gewählten Milieus sind allerdings eher selbst-erzeugte Varianten der Herkunftsmilieus, da der Habitus träge oder „beharrlich“ ist und sich nur sehr schwer grundsätzlich verändern lässt. Im Habitus angelegt sind Rahmungen und Spielräume, innerhalb derer sich Lebensläufe entwickeln; allerdings keine festgelegten Bahnen, die unter keinen Umständen verlassen werden könnten (ebd., S. 130). Häufig machen Angehörige der mittleren und unteren sozialen Milieus negative Erfahrungen in der Schule und möchten sich nach deren Beendigung nur noch ungern in ähnliche Lernsettings begeben.

Im deutschen Bildungssystem besitzen Bildungseinrichtungen einen „Doppelcharakter“ (Bremer 2007, S. 18), denn es geht dort nicht allein um die Vermittlung von Wissen und Kompetenzen. Vielmehr haben Bildungsinstitutionen wie die Schule gleichsam die Funktion der sozialen Selektion inne. Dort ist ein Habitus gefordert, wie er in den oberen Milieus ausgebildet wird, und der Erfolg von Bildungs- und Lernprozessen

3 Probleme beim Erreichen von Zielgruppen in der Erwachsenen- und Familienbildung

hängt mit davon ab, ob es eine Affinität zwischen den kulturellen Gewohnheiten einer sozialen Klasse und den Anforderungen des Bildungswesens gibt. Kinder aus den mittleren und unteren Milieus müssen erst mühsam lernen und erwerben, was die Kinder aus den privilegierten Milieus in ihren Familien als „kulturelles Erbe“ mit auf den Weg bekommen haben. Diesen Prozess des mühsamen Erlernens bezeichnet Bourdieu als „Akkulturation“, also die Anpassung an eine fremde Kultur, die für Kinder aus nicht-privilegierten Milieus stets mit dem Erwerb schulischer Bildung einhergeht (ebd., S. 19). Auch in Weiterbildungseinrichtungen und Einrichtungen der Familienbildung, die eher an Geschmack und Habitus der „oberen“ Milieus ausgerichtet sind, kann diese Fremdheit spürbar werden und verunsichernd bis abschreckend wirken.

In der Schule werden Menschen auf bestimmte soziale Laufbahnen gelenkt, die mit ihren Herkunftsmilieus übereinstimmen und somit soziale Ungleichheit reproduziert.

Alle Schüler_innen formal gleich zu behandeln, führt laut Bremer dazu, sich implizit nur an jene zu wenden, die glücklicherweise über das entsprechende kulturelle Erbe verfügen und dadurch reüssieren können, und die Lebensstile und Kompetenzen der anderen abzuwerten. Kinder aus den unteren und mittleren Milieus ‚ecken‘ mit ihrer Habitusausprägung eher an und haben Schwierigkeiten, in der Schule erfolgreich zu sein, da sie nicht die entsprechenden ‚Codes‘ beherrschen und die Schule nicht anerkennt, dass Kinder unter ganz verschiedenen Voraussetzungen ‚starten‘. Misserfolge in der Schule werden meist individualisiert.

Im Verlauf der Schulzeit kommt es zu negativen Erfahrungen wie Versagensgefühlen, schlechteren Noten und Angst vor Prüfungen.

Während Bildung für sozial Begünstigte als „Persönlichkeitsreichtum“ betrachtet wird, wird Bildung für sozial Benachteiligte zur Ausschlusserfahrung (vgl. Mengel 2007, S. 69).

Diese Erfahrungen sind prägend für den weiteren Bildungsverlauf und spielen auch für die Nicht-Teilnahme an Weiterbildung, wie auch an institutioneller Familienbildung eine Rolle.

Jutta Reich-Claassen (2010) weist in ihrer Untersuchung darauf hin, dass Einstellungen wie „Weiterbildung hat keinen praktischen Nutzen“, Skepsis gegenüber schulähnlichen Lernsettings, Selbstzweifel in Bezug auf die Anforderungen und Angst vor Prüfungen und Misserfolg häufig unmittelbar mit negativen, subjektiv-affektiven Schulerfahrungen

korrespondieren und von den Befragten damit in Verbindung gebracht werden (vgl. Reich-Classen 2010, S. 116, 120ff.).

3.5 Familienbildung

Auch die Familienbildung ist traditionell ein Teilbereich der allgemeinen Erwachsenenbildung, wenn sie auch in der Kinder- und Jugendhilfe verankert ist. 1990/91 wurde Familienbildung als präventive Maßnahme bundeseinheitlich als Aufgabe der Kinder- und Jugendhilfe geregelt und in § 16 SGB VIII mit dem Titel „Allgemeine Förderung der Erziehung in der Familie“ festgeschrieben. Dort heißt es in den Absätzen 1 bis 3 (§ 16 SGB VIII in der Fassung vom 17.07.2015):

(1) Müttern, Vätern, anderen Erziehungsberechtigten und jungen Menschen sollen Leistungen der allgemeinen Förderung der Erziehung in der Familie angeboten werden. Sie sollen dazu beitragen, dass Mütter, Väter und andere Erziehungsberechtigte ihre Erziehungsverantwortung besser wahrnehmen können. Sie sollen auch Wege aufzeigen, wie Konfliktsituationen in der Familie gewaltfrei gelöst werden können.

(2) Leistungen zur Förderung der Erziehung in der Familie sind insbesondere

- 1. Angebote der Familienbildung, die auf Bedürfnisse und Interessen sowie auf Erfahrungen von Familien in unterschiedlichen Lebenslagen und Erziehungssituationen eingehen, die Familien in ihrer Gesundheitskompetenz stärken, die Familie zur Mitarbeit in Erziehungseinrichtungen und in Formen der Selbst- und Nachbarschaftshilfe besser befähigen sowie junge Menschen auf Ehe, Partnerschaft und das Zusammenleben mit Kindern vorbereiten,*
- 2. Angebote der Beratung in allgemeinen Fragen der Erziehung und Entwicklung junger Menschen*
- 3. Angebote der Familienfreizeit und der Familienerholung, insbesondere in belastenden Familiensituationen, die bei Bedarf die erzieherische Betreuung der Kinder einschließen.*

(3) Müttern und Vätern sowie schwangeren Frauen und werdenden Vätern sollen Beratung und Hilfe in Fragen der Partnerschaft und des Aufbaus elterlicher Erziehungs- und Beziehungskompetenzen angeboten werden.

3 Probleme beim Erreichen von Zielgruppen in der Erwachsenen- und Familienbildung

Familienbildung richtet sich also an alle (werdenden) Familien und ist an keinerlei Voraussetzungen oder einen konkreten erzieherischen Bedarf geknüpft. Die Familie soll generell in ihrer Funktion als Erziehungsinstanz gestärkt und Erziehungs- und Beziehungskompetenzen ausgebaut werden.

Durch die Teilnahme an Familienbildung soll den Familienmitgliedern dabei geholfen werden, „Herausforderungen wie Wertewandel und Enttraditionalisierung, Individualisierung von Biografien, Verunsicherung durch unterschiedliche Leitbilder und Erziehungstheorien, Vereinzelung von Kindern und Verinselung von Kindheit, wachsende Mobilität, Kommerzialisierung der Freizeit sowie zunehmende Belastung durch den Beruf bzw. durch Arbeitslosigkeit und Armut zu bewältigen“ (Textor 2007, S. 370f.). Weitere mögliche Bildungsthemen wie Umgang mit Medien, Pflege von Angehörigen, Überlastung und Stressmanagement, die Rolle des Vaters in der Familie, Bewältigung einer Migrationserfahrung, soziales Engagement u.a. sind ebenfalls Teil der Familienbildung.

Familienbildung kann in institutioneller, informeller oder medialer Art stattfinden. An dieser Stelle soll es um die institutionelle Form der Familienbildung gehen.

Angebote der Familienbildung

Die Angebote der Familienbildung umfassen Kurse zur Geburtsvor- und Nachbereitung, Rückbildungsgymnastik, Eltern-Kind-Gruppen, Vorträge und Elternabende zu Entwicklungspsychologie, Pädagogik und Erziehung, Gesprächskreise, Beratung, kreativ-künstlerische Angebote, Kurse zu Hauswirtschaft und Ernährung, Freizeit- Spiel- und Bastelangebote, mehrstündige Programme wie bspw. „Starke Eltern- Starke Kinder“ und mehr. Die Angebote sind unterschiedlich stark inhaltlich vorstrukturiert. Während es bei den Erziehungsprogrammen ein sehr festgelegtes Curriculum gibt, über das bestimmte Inhalte vermittelt werden, sind bspw. Eltern-Kind-Gruppen in der inhaltlichen Gestaltung relativ wenig vorstrukturiert. Bei fast allen Angeboten der institutionellen Familienbildung ist eine vorherige, namentliche Anmeldung erforderlich und es fallen Teilnahmebeiträge an, wobei diese in der Höhe stark variieren. Die regelmäßige und verbindliche Teilnahme an Gruppen und Kursen ist erwünscht.

3.6 Probleme beim Erreichen von Zielgruppen in der Familienbildung

Für die institutionelle Familienbildung gilt Ähnliches wie für die bereits beschriebenen Angebote der allgemeinen und beruflichen Weiterbildung – an kursförmig organisierten Angeboten, die eine verbindliche Anmeldung verlangen, festgelegte Inhalte haben und Geld kosten, nehmen überwiegend Angehörige der Mittelschicht teil, auch wenn sie sich an sozial benachteiligte Familien wenden (Wilke et al. 2014, S. 195).

Mengel (2007) beschreibt die typische Nutzer_in familienbildender Angebote als weiblich, zwischen 25 und 35 Jahren alt, verheiratet, ein Kind oder mehrere Kinder unter drei Jahren, mit mittlerem Bildungsabschluss und tätig in einem typischen „Frauenberuf“ (vgl. Mengel 2007, S. 38; Lösel 2006, S. 79). Meist befinden sich die Frauen in Elternzeit.

Laut Mengel (2007) finden sich in den Familienbildungseinrichtungen relativ homogene Gruppen zusammen, deren Mitglieder sich in Bezug auf die aktuelle Lebenssituation, Bildungshintergrund und Teilnahmemotivation sehr ähneln und den persönlichen Nutzen, den sie vom Besuch der Angebote erhalten, als sehr positiv einschätzen. Es handelt sich überwiegend um ‚Stammpublikum‘, das bildungsgewohnt sei und vor allem soziale Kontakte für sich und das Kind suche, zu einem geringeren Anteil auch das Erlernen praktischer Fertigkeiten wünsche und vereinzelt Rat und Hilfe in Erziehungsfragen suche. Die Angebote seien demnach sehr passend für Mittelschichtsmütter (ebd.).

Sozial benachteiligte Adressat_innen

Stark unterrepräsentiert sind Nutzer_innen mit niedrigen Schulabschlüssen bzw. aus sozial benachteiligten Schichten oder Milieus. Diese machten 2006 lediglich einen Anteil von 15 % aus, in den Familienbildungsstätten und Beratungsstellen sogar nur etwas unter 10 % (vgl. Lösel 2006, S. 82). Dies korrespondiert mit der schichtbezogenen Verteilung in der Erwachsenen- und Weiterbildung.

In einer telefonischen Befragung von Smolka (2002) zeigten sich folgende Erkenntnisse: Viele Eltern sehen für sich keinen Bedarf an Familienbildung, da sie sich selbst überwiegend als kompetent und nur gelegentlich als unsicher wahrnehmen. Bei

3 Probleme beim Erreichen von Zielgruppen in der Erwachsenen- und Familienbildung

auftretenden Unsicherheiten wird dem Rat aus dem privaten Umfeld eine deutlich größere Rolle eingeräumt als öffentlichen Institutionen (vgl. Smolka 2002, S. 31). Der Schritt ins ‚Außen‘ der professionellen Angebote wird erst getan, wenn das Problemlösungspotenzial des privaten Umfeldes erschöpft ist und Problembewältigungsstrategien nicht mehr greifen (vgl. Mengel 2007, S. 66). Das Empfinden eigener erzieherischer Unzulänglichkeit und das Eingestehen von ‚Versagen‘ wirken als Barriere (vgl. Smolka 2002, S. 32). Dies scheint für viele Eltern ein Problem zu sein, bedeutet aber für sozial benachteiligte Adressat_innen eine ungleich höhere Hürde: Da sich die Familien ohnehin häufig als defizitär wahrnehmen, würde jede Inanspruchnahme von Hilfe und Unterstützung diese Defizite erneut bestätigen (vgl. Mengel 2007, S. 67 in Bezug auf Haug-Schnabel/Bensel 2003, S. 10). Das Annehmen von Unterstützung kann also mit der Angst vor Stigmatisierung einhergehen.

Weiterhin sei bei sozial benachteiligten Adressat_innen der Begriff der Familienbildung und die entsprechenden Angebote überproportional häufig gar nicht bekannt, wodurch dementsprechend auch weniger Teilnahme resultiere. Auch äußerten diese deutlich häufiger, dass die existierenden Angebote inhaltlich nicht ihren Interessen entsprächen.

Laut Smolka verfügen diese Eltern überdurchschnittlich über niedrige Schulabschlüsse und nehmen auch an anderen Formen der Familienbildung seltener teil (vgl. Smolka 2002, S. 47).

Mengel betont die Wichtigkeit, Angebote nicht-stigmatisierend zu gestalten, wenn sozial benachteiligte Adressat_innen erreicht werden sollen. Da an bestimmten Lebensphasen und Umbruchsituationen ansetzende Angebote besser wahrgenommen werden, zum Beispiel Geburtsvorbereitungskurse, Eltern-Kind-Gruppen oder Veranstaltungen zu den Themen Entwicklung und Erziehung, ist davon auszugehen, dass diese Themen, die ohne Problemzuschreibung funktionieren, Eltern ‚quer durch die Schichten‘ ansprechen. Einrichtungen sollten einen selbstverständlichen, nicht-abwertenden Zugang schaffen und für bessere Bekanntheit ihrer Angebote sorgen (vgl. Mengel 2007, S. 67).

Familien mit Migrationshintergrund

Damit zusammenhängend lässt sich eine niedrige Beteiligung an Angeboten der Familienbildung auch für Familien mit Migrationshintergrund konstatieren. Laut Fischer (2009) ist die Datenlage über die Anzahl und Zusammensetzung der Teilnehmenden mit

3 Probleme beim Erreichen von Zielgruppen in der Erwachsenen- und Familienbildung

Migrationshintergrund in der Familienbildung zwar unzureichend, jedoch könnten einige Hinweise auf eine gravierende Unterrepräsentanz und Defizite bei der Adressierung und Einbeziehung von Migrant_innen aus dem Berichtssystem der Weiterbildung gezogen werden (s. Kapitel 3).

Migrant_innen gehören laut Fischer (2009) trotz der sehr heterogenen Lebenslagen und erzielten Integrationserfolge immer noch eher zu den Bevölkerungsgruppen, die überdurchschnittlich von Arbeitslosigkeit, niedrigem Einkommen, geringen Bildungsvoraussetzungen und geringen politischen Partizipationsmöglichkeiten betroffen sind. Darüber hinaus haben sie ein hohes Risiko psychosozialer Belastungen, die durch Diskriminierung, Segregation, Isolation und Marginalisierung entstehen (vgl. Fischer 2009, S. 123 f.). Daher bedürfe es besonderer Anstrengung, sozial benachteiligte Familien mit Migrationshintergrund anzusprechen und zu einer Verbesserung ihrer Lebenssituation beizutragen.

Fischer betont, dass es bedeutsam sei, die Erziehungskompetenzen der Eltern so früh wie möglich zu fördern, da es bereits im Säuglingsalter wichtig sei, ein der Entwicklung förderliches Umfeld zu schaffen. Zusätzlich zu den Ressourcen, an denen es auch ‚bildungsfernen‘ Deutschen ohne Migrationshintergrund mangelt, kommen bei Migrant_innen oft belastende Faktoren wie Sprachprobleme, Unkenntnis des deutschen Bildungssystems, Diskriminierungserfahrungen und damit einhergehend ein geringerer Selbstwert hinzu.

In einer Evaluation von Familienbildungsangeboten in Bezug auf Einbindung von Familien mit Migrationshintergrund (vgl. Fischer 2009) wurden die Fachkräfte befragt, welche Zugangsbarrieren ihrer Meinung nach dafür sorgten, dass die betreffenden Familien so schlecht erreicht würden. Die Antworten lassen sich wie folgt auflisten:

- Unkenntnis des deutschen Weiterbildungssystems und der enthaltenen Angebote zur Familienbildung
- Sozial benachteiligte Migrant_innen haben ein ähnliches Weiterbildungsverhalten wie sozial benachteiligte Deutsche ohne Migrationshintergrund
- Schulische Misserfolge und negative Erfahrungen mit Lernen dämpfen die Motivation
- Sprachbarrieren

3 Probleme beim Erreichen von Zielgruppen in der Erwachsenen- und Familienbildung

- Teilweise wenig Bewusstsein für die eigene Elternrolle und die damit verbundenen Erziehungsaufgaben; daher „kein Bedarf“
- fehlende pädagogische Konzepte bzw. zu undifferenzierte Konzepte; keine effiziente Zielgruppenansprache (z. B. „Geh-Struktur“), zu wenig Zielgruppenorientierung bzw. zu wenig Orientierung an den Bedarfslagen und Bedürfnissen der Zielgruppen, zu wenig kompetentes Fachpersonal, das Vertrauen aufbauen kann (vgl. Fischer 2009, S. 126 f.).

Väter in der Familienbildung

Die für diese Arbeit besonders interessierenden Väter gehören ebenfalls zu den unterrepräsentierten Nutzer_innengruppen. Zwar steigt der Anteil von Männern in der Familienbildung allmählich, jedoch lag er 2006 nur bei knapp 17 % (vgl. Lösel 2006, S. 9). 1998 lag er noch bei 7 %; (vgl. Boeser 2004). Auch für das Jahr 2010 benennt Schäfer noch eine Verteilung von 80 % weiblichen Teilnehmenden zu 20 % männlichen Teilnehmern. Dazu kommt der Umstand, dass ungefähr 90 % der Kursleitungen Frauen sind, und somit der Bereich der Familienbildung stark frauendominiert ist (vgl. Schäfer 2010, S. 39).

Am wenigsten genutzt wird institutionelle Familienbildung von Männern mit eher niedrigem Bildungsniveau. Diesen sind familienbildende Angebote häufiger völlig unbekannt (vgl. Smolka 2002, S. 43).

Heitkötter/Thiessen kritisieren: „Die traditionelle Orientierung an Müttern ist tief in die sozialen und kulturellen Praxen der Angebotsformen eingelassen. Die Integration von Vätern wird meist nicht systematisch betrieben und weist seit über 50 Jahren nur exemplarischen Charakter auf“ (Heitkötter/Thiessen 2009, S. 429). Dem Begriff „Eltern“-Bildung attestieren sie eine „programmatisch-euphemistische Tendenz“ (ebd.).

In einer Umfrage zeigte sich, dass mittlerweile zwar 60 % der befragten Familienbildungsstätten spezifische Angebote für Väter im Programm haben, sich jedoch gleichzeitig bei 20 % dieser Einrichtungen entsprechende Angebote noch im Aufbau befinden (vgl. Schirmmacher 2010, S. 37).

Jedoch scheinen Väter als Zielgruppe in der Familienbildung durchaus stärker in den Blick zu rücken und verstärkt nach Gründen für die geringe Teilnahme sowie geeignete Ansprachewege und ‚vätergerechte‘ Arbeitsweisen gesucht zu werden (vgl. z. B. Nie-

3 Probleme beim Erreichen von Zielgruppen in der Erwachsenen- und Familienbildung

dersächsisches Ministerium für Frauen, Familie, Gesundheit und Integration 2010; Landesarbeitsgemeinschaften der Familienbildung in NRW 2011).

Als Barrieren für die Teilnahme von Vätern an familienbildnerischen Angeboten werden in der Literatur hauptsächlich folgende benannt:

- **Ungeeignete Ansprachewege:** ‚Familie‘ wird häufig mit ‚Frau‘ bzw. ‚Mutter‘ assoziiert, Väter fühlen sich nicht angesprochen. Bilder und Texte in Werbematerialien wirken ausschließend, da oft nur Mütter und Kinder abgebildet sind. ‚Pädagogisches‘ Vokabular wirkt abschreckend, vage und unklare Veranstaltungsankündigungen, bei denen nicht genau ersichtlich wird, worum es für Vater und Kind geht, kommen nicht an. Die Ansprache über Defizite, Unsicherheiten, Probleme, Informationsmangel funktioniert nicht (eher selbstwertfördernde, ressourcenorientierte Ansprache mit Vokabular aus der Arbeitswelt) (vgl. Schäfer 2010, S. 39).
- Die **Veranstaltungszeiten** sind nicht vereinbar mit der Berufstätigkeit. Im Zuge dessen kann auch die immer noch vorherrschende **traditionelle Arbeitsteilung** in der Familie genannt werden (Väter sind überwiegend die Ernährer und daher zeitlich weniger in die Familie involviert).
- Die traditionellen **Angebotsformen** entsprechen nicht den Interessen von Vätern (‚sitzen und reden‘ vs. aktive, erlebnisorientierte Angebote).
- Ängste, als **unmännlich** zu gelten, wenn bei öffentlichen Stellen Orientierungshilfe gesucht wird (vgl. Bechthold/van Boxmer 2011, S. 18); Konflikte bei der Integration verschiedener Facetten von Männlichkeit.
- hohe **Frauendominanz** in den Einrichtungen: der Anteil der männlichen Fachkräfte liegt bei ca. 3–5 % (vgl. ebd., S. 20).

Für die Erwachsenen- und institutionelle Familienbildung lässt sich also zusammenfassend festhalten, dass es sich um höherschwellige Angebote handelt, bei denen die Möglichkeit zur Teilnahme an bestimmte Bedingungen geknüpft ist, bspw. die Entrichtung eines Teilnahmebeitrags oder eine verbindliche Anmeldung. Dies hat den Effekt, dass sich vor allem Menschen aus mittleren und höheren sozialen Schichten angesprochen fühlen und die Angebote nutzen und Menschen aus sozial benachteiligten Schichten oder Milieus unterrepräsentiert sind. Auch Menschen mit Migrationsgeschichte werden

3 Probleme beim Erreichen von Zielgruppen in der Erwachsenen- und Familienbildung

durch diese Angebotsstruktur schlecht erreicht. Negative Einstellungen zu Bildungsangeboten resultieren häufig aus negativen Erfahrungen in der eigenen (Schul-)Bildungsbiografie. Für Angehörige unterprivilegierter Milieus bedeutet Bildung oft eine Ausschlusserfahrung. In der Erwachsenen- und Weiterbildung zeigen sich kaum relevante Teilnahmeunterschiede zwischen Männern und Frauen, bis auf einen ‚Einbruch‘ der Aktivität bei Frauen in der Familienphase. In der Familienbildung hingegen sind die Väter stark unterrepräsentiert.

4 Zugang und Zugangsbarrieren in ‚offenen‘ pädagogischen Settings

Da, wie beschrieben, höherschwellige Angebote im Bildungs- und Unterstützungsreich vor allem sozial benachteiligte Personen ausschließen, hat die Soziale Arbeit/Sozialpädagogik Ansätze entwickelt, um dieser Problematik entgegenzuwirken und Angebote zu öffnen. Kern dieser Ansätze ist eine verstärkte Orientierung an den tatsächlichen Bedürfnissen, Bedarfen und Lebensrealitäten der Zielgruppen und eine Ausrichtung, Planung und Umsetzung von Angeboten, die diesen gerecht wird.

4.1 Ansätze der Sozialen Arbeit

4.1.1 Niedrigschwelligkeit

Auch wenn in der Literatur immer wieder bemängelt wird, der Begriff der „Nieder- oder Niedrigschwelligkeit“ sei inhaltlich nicht klar definiert (vgl. z. B. Deutscher Verein 2005; Reichenbach 2015; Redemeyer 2011), wird er doch häufig benutzt, um bestimmte Angebotsgestaltungen zu bezeichnen, die sich von Angeboten abgrenzen, bei denen die Inanspruchnahme und der der Zugang an bestimmte Voraussetzungen geknüpft sind. Redemeyer (2011) unternimmt den Versuch, den Begriff inhaltlich zu fassen. Nach ihrem Verständnis und in Bezug auf Jungblut (1993) ist Niedrigschwelligkeit ein Gestal-

tungsprinzip der Sozialen Arbeit. Es reagiert darauf, dass höherschwellige Angebote Barrieren für bestimmte Zielgruppen beinhalten und daher nicht angenommen werden. Damit ist implizit eine Kritik an sozialer Benachteiligung bzw. sozialer Ungleichheit angesprochen. Um Ausschließungen entgegenzuwirken, orientieren sich niedrigschwellige Angebote stark an den Bedürfnissen und Lebenssituationen der Zielgruppen und nehmen diese als Ausgangspunkt (vgl. Redemeyer 2011, S. 24).

Der Begriff steht in Zusammenhang mit Lebensweltorientierung bzw. Alltagsorientierung (vgl. Thiersch 2009). Die Angebote setzen am konkreten Alltag der Adressat_innen an und berücksichtigen ihren Lebensrhythmus, sind offen gestaltet und nicht an Voraussetzungen wie Gebühren, Anmeldung, Antragsstellung o.ä. geknüpft. Sie sind kostenlos, die Teilnahme kann unverbindlich bleiben und ist freiwillig. Anonymität und Vertraulichkeit werden zugesichert. Nutzer_innen und Fachkräfte sollen sich gemeinsam authentisch in einem Raum bewegen, der durch alltägliche Kommunikationsstrukturen bestimmt wird. Die Offenheit des Settings ermöglicht Interaktionsprozesse, die nicht zweck- und zielorientiert sind. Themen können beiläufig besprochen und zum Gegenstand von Auseinandersetzung und Bildungsprozessen werden. Niedrigschwellige Angebote sollen fern von Problemzuschreibungen in Anspruch genommen werden können und die Gefahr sozialer Stigmatisierung minimieren (vgl. Redemeyer 2011, S. 26 f.).

Sie können Türöffner sein, um schwer erreichbare Zielgruppen auch an höherschwellige Regelangebote heranzuführen. Dazu ist es sinnvoll, verschiedene Angebote „unter einem Dach“ vorzuhalten. Diese sollen untereinander durchlässig sein (statt einer ‚Versäulung‘ von einzelnen Hilfen).

Zusätzlich zur ‚Komm-Struktur‘, innerhalb derer die Nutzer_innen die Institution selbst aufsuchen, gehört eine ‚Geh-Struktur‘, bei der sich die Fachkräfte aus ihrer Einrichtung herausbewegen und Adressat_innen zuhause oder an anderen alltäglich genutzten Aufenthaltsorten aufsuchen. In den Kriterien niedrigschwelliger familienunterstützender Angebote des Deutschen Vereins (2005) finden sich ergänzend die Punkte familienfreundliche Öffnungszeiten (Berücksichtigung der familienrelevanten Infrastruktur, z. B. Kita, Ärzte, Erwerbsarbeit, Behörden), die Beachtung des speziellen kulturellen, religiösen bzw. weltanschaulichen Hintergrundes sowie des Gender Mainstreaming, eine auftragsorientierte Arbeitsweise (was möchte/braucht die_der Nutzer_in?) sowie ein präventiver

Ansatz (Eigenkompetenzen der Eltern präventiv stärken statt nachgehend intervenieren).

Entscheidend ist die Haltung der Fachkräfte, da es wenig formale Strukturen gibt und somit die Fachkräfte mit ihrer Persönlichkeit und Haltung eine gewisse Einrichtungskultur transportieren.

Was für welche Personengruppe niedrigschwellig ist, muss je nach Angebot, Zielgruppe und Kontext immer wieder neu reflektiert, bestimmt und inhaltlich gefüllt werden. Was bedeutet Niedrigschwelligkeit jetzt und hier für *diese* Zielgruppe mit ihrer spezifischen Lebenswelt; dabei müssen räumliche, zeitliche und örtliche Faktoren berücksichtigt werden (vgl. Redemeyer 2011, S. 26 in Bez. auf Hartmann 2008, S. 3 f.).

Dieser Punkt ist für die Frage nach der Teilnahme oder Nichtteilnahme von Vätern im EKiz relevant. Denn auch, wenn die Gestaltung des EKiz für sozial benachteiligte Mütter niedrigschwellig und leicht zugänglich ist und das Angebot gut angenommen wird, scheint es für Väter Barrieren zu geben und für diese Zielgruppe nicht niedrigschwellig zu sein.

4.1.2 Lebensweltorientierung/Alltagsorientierung

Der Begriff der Lebensweltorientierung, der auch synonym mit dem Begriff der Alltagsorientierung verwendet wird, geht auf Hans Thiersch zurück (erstmalig Thiersch 1978; Thiersch 1995; Thiersch 2009). Lebensweltorientierung hat sich als Rahmenkonzept in der Sozialen Arbeit seit den Achtziger-Jahren, besonders aber seit dem 8. Kinder- und Jugendbericht in den 1990er-Jahren zunehmend durchgesetzt und meint „den Bezug auf die gegebenen Lebensverhältnisse der Adressaten, in denen Hilfe zur Lebensbewältigung praktiziert wird, meint den Bezug auf individuelle, soziale und politische Ressourcen, meint den Bezug auf soziale Netze und lokale/regionale Strukturen“ (Thiersch 2009, S. 5). Lebensweltorientierte Soziale Arbeit sieht ihre Adressat_innen in ihrem Leben bestimmt von der Auseinandersetzung mit ihren alltäglichen Lebensverhältnissen, und dabei in ihren Ressourcen und Problemen, Freiheiten und Einschränkungen und ihren Anstrengungen, unter den gegebenen Möglichkeiten (in politischer und materieller Hinsicht), Raum, Zeit und Beziehungen zu gestalten. Dabei sind sie eingebunden in Widersprüche zwischen Ressourcen und Belastungen, gelingender und nicht gelingender

der Bewältigung, Resignation und Hoffnung, der „Borniertheit“ des Alltags und dem Aufbegehren dagegen. Die Adressat_innen werden ganzheitlich wahrgenommen in ihren Lebensmöglichkeiten und Schwierigkeiten, wie sie im Alltag erfahren werden (vgl. Thiersch 2009, S. 24).

Laut Thiersch reagiert eine lebensweltorientierte Soziale Arbeit darauf, dass angesichts einer zunehmenden Pluralisierung der Lebenswelten und wachsenden Individualisierung der Lebensführung Traditionen, Routinen und Pragmatiken an Gestaltungskraft verlieren und brüchig und widersprüchlich werden. Dies bedeutet, dass die Bewältigung des Alltags immer anstrengender und überfordernder wird und an Selbstverständlichkeit verliert. Gleichzeitig verschärfen sich soziale Probleme wie Armut, Exklusion und Unterprivilegierung. Lebensweltorientierte Soziale Arbeit will vorhandene Potenziale und Ressourcen in der konkreten Lebenssituation stärken, Optionen eröffnen und zu einem „gelingenden“ Alltag beitragen. Sie will „soziale, politische und individuelle Ressourcen so stabilisieren, stärken und wecken, dass Menschen sich mit ihnen arrangieren, ja vielleicht Möglichkeiten finden, Geborgenheit, Kreativität, Sinn und Selbstbestimmung zu erfahren“ (Thiersch 2009, S. 23). Lebensweltorientiert zu arbeiten bedeutet, Angebote und Hilfen von der Lebenswelt aus zu denken und zu planen und an die vorhandenen Strukturen, Verständnis- und Handlungsmuster anzuknüpfen. Hier lassen sich Verbindungen zum Situationsbezug der Sozialen Arbeit und zur Gemeinwesenorientierung erkennen. Soziale Netze sollen gestärkt und Hilfe zur Selbsthilfe geleistet werden. Lebensweltorientierte Soziale Arbeit versteht sich als kritisch-normatives Konzept, das soziale Gerechtigkeit, die gesellschaftliche Teilhabe aller Menschen, Demokratie und Sozialstaatlichkeit vertritt und somit einen „protestativen Kern“ besitzt (Thiersch 2011, S. 862).

4.1.3 Kombination aus Komm- und Geh-Struktur

Verschiedene Zielgruppen finden trotz einer offenen Gestaltung der Angebote nicht von selbst den Weg in die Institutionen. Das Aufsuchen von Einrichtungen setzt ein gewisses Maß an Eigeninitiative, Information über Angebote und ‚Zutrauen‘ voraus. Hundsalz (2006) beschreibt im Zusammenhang mit Erziehungsberatung, dass es für mehrfach belastete Familien oft schwierig sei, aus den praktischen Problemen des Alltags heraus-

zutreten, um dann einen Termin zu vereinbaren und zu einer festgelegten Zeit die problematische Situation zu schildern. Dies falle einer Mittelschichtsklientel deutlich leichter. Auch erwarteten sich mehrfach belastete Familien oft keine Hilfe für ihre Alltagsprobleme, hätten schlechte Erfahrungen mit Institutionen gemacht und verleugneten daher ihren Hilfebedarf eher (vgl. Hundsalz 2006, S. 62). Häufig sind entsprechende Angebote auch gar nicht bekannt (vgl. Kirst 2006, S. 78). Belastete Familien verblieben außerdem häufig eher in ihrem engeren Sozialraum bzw. ihrer Wohnung und würden längere Anfahrtswege als Hemmschwelle empfinden.

Daher stelle eine reine Komm-Struktur eine große Zugangsbarriere für belastete Familien dar, auch wenn das Angebot an sich frei zugänglich ist, und sei eher passend für Mittelschichtsangehörige (vgl. Hundsalz 2006, S. 72).

Um eine ‚Geh-Struktur‘ handelt es sich dann, wenn sich die Fachkräfte aus ihren Einrichtungen herausbewegen und bspw. Adressat_innen ihrer Angebote dort aufsuchen, wo sie sich ohnehin aufhalten. Im Falle der Erziehungsberatung wurden Formen „zugehender Beratung“ entwickelt und erprobt, was beinhaltete, offene Sprechstunden ohne Terminvergabe und Wartezeit in Kindertagesstätten anzubieten (vgl. Kirst 2006; Krist 2006). Weiterhin kann eine ‚Geh-Struktur‘ beinhalten, dass Fachkräfte einvernehmliche Hausbesuche bei Einrichtungsnutzer_innen machen, sie zu Ämtern oder zum Vermieter begleiten oder im Stadtteil bei Festen oder Flohmärkten präsent sind. Auch in den Frühen Hilfen ist eine Kombination aus Komm- und Geh-Struktur konzeptionell festgeschrieben.

4.2 Beispiele ‚offener‘ pädagogischer Settings im Hinblick auf Zugang und Zugangsbarrieren

Auch nach dem Ausräumen formaler Hürden und der niedrigschwelligen Gestaltung von Angeboten gibt es immer Personengruppen, die von Angeboten nicht erreicht werden. In ‚offenen‘ Settings realisieren sich ebenfalls Barrieren, wenn auch andere als in höherschwelligen Angeboten. Beispielhaft sollen hier zwei offen gestaltete Angebotssettings im Hinblick auf Zugangs- und Teilnahmebarrieren betrachtet werden.

4.2.1 Offene Kinder- und Jugendarbeit

Die Angebote der offenen Kinder- und Jugendarbeit stehen grundsätzlich allen Kindern und Jugendlichen bzw. jungen Erwachsenen im Alter von 6 bis 27 Jahren offen. Ihr Auftrag ist im Sozialgesetzbuch VIII – Kinder- und Jugendhilfe festgeschrieben (§ 11 SGB VIII in der Fassung vom 11.9.2012):

„(1) Jungen Menschen sind die zur Förderung ihrer Entwicklung erforderlichen Angebote der Jugendarbeit zur Verfügung zu stellen. Sie sollen an den Interessen junger Menschen anknüpfen und von ihnen mitbestimmt und mitgestaltet werden, sie zur Selbstbestimmung befähigen und zu gesellschaftlicher Mitverantwortung und zu sozialem Engagement anregen und hinführen. (...)“

Angebote der offenen Kinder- und Jugendarbeit sind breit gefächert und finden in Häusern der Jugend/Jugendzentren, auf Bauspielplätzen, in Spielhäusern und anderen Settings statt. Besonders genutzt wird dabei der „Offene Bereich“ (z. B. in Form eines Cafés oder Treffs gestaltet) sowie offene Aktionen wie Spielangebote, Ausflüge, Discos oder Musikangebote (vgl. Schmidt 2013, S. 15). Auch existieren mobile Arbeitsformen in Form von Spielmobilen.

Auch wenn der Zugang niedrigschwellig gestaltet ist, werden manche Zielgruppen besser oder schlechter erreicht. Laut Schmidt muss die Offene Kinder- und Jugendarbeit „die Tatsache akzeptieren, dass sie trotz der formellen Offenheit aufgrund struktureller und konzeptioneller Merkmale niemals tatsächlich alle Kinder und Jugendlichen erreichen wird“ (Schmidt 2011, S. 73).

Etwa bis zum Alter von 11 Jahren ist die Geschlechterverteilung noch relativ ausgeglichen und es nutzen annähernd so viele Mädchen wie Jungen die Angebote. In der zweiten Alterskohorte (12–17 Jahre) verschwinden die Mädchen und bleiben den Angeboten fern, sodass sich eine Quote von bis zu 1:3 zugunsten der Jungen herauskristallisiert. Vor allem Mädchen mit Migrationshintergrund besuchen die Einrichtungen nicht mehr; ihnen werde der Besuch teilweise von den Eltern verboten (vgl. Schmidt 2011, S. 60). Gleichzeitig Sorge oft die äußere und innere räumliche Gestaltung sowie die sächliche Ausstattung der Treffs dafür, dass Mädchen sich häufiger nicht angesprochen fühlen (vgl. Schmidt 2011, S. 21 f.).

Im Hinblick auf die soziale Situation der Nutzer_innen lässt sich laut Schmidt sagen, dass diese „überproportional aus sozial schwierigen, belasteten und bildungsfernen

Milieus stammen“ (Schmidt 2013, S. 15) und seit den 1980er-Jahren überproportional einen Migrationshintergrund aufweisen. Den höheren Nutzungsgrad von männlichen Jugendlichen mit Migrationshintergrund bestätigt auch der 15. Kinder- und Jugendbericht (2017, S. 400). In reinen Mädchentreffs stellt sich die Situation anders dar – hier sind häufiger Nutzer_innen aus der Mittelschicht anzutreffen (vgl. Schmidt 2011, S. 53).

Schmidt beschreibt eine „Aufteilung“ der Kinder und Jugendlichen aus sozial benachteiligten Milieus auf die öffentlichen Angebote, sowie der Kinder aus bildungsnahen, privilegierteren Milieus auf die Jugendverbandsarbeit der freien Träger (vgl. hierzu auch Voigts 2014; 2015).

In der Einrichtung suchen die Kinder und Jugendlichen vorrangig Kontakt zu Gleichaltrigen, die ihnen im Hinblick auf Lebenseinstellungen und persönlichen Merkmalen ähnlich sind. Der Zugang erfolgt dann auch zumeist über Freunde, die ebenfalls das Jugendzentrum o. Ä. besuchen (vgl. Schmidt 2011, S. 59). Hier erweist sich das Sprichwort ‚Gleich und Gleich gesellt sich gern‘ als zutreffend, und es bleibt zu zeigen, ob sich diese Art Cliquenstrukturen auch im EKIZ zeigen- und was diese für die Teilnahme von Vätern bedeuten.

Als Gründe dafür, dass Kinder und Jugendliche die Angebote der offenen Kinder- und Jugendarbeit nicht nutzen, nennt Schmidt einerseits Unattraktivität, Nichtansprache und Unbekanntheit der Angebote oder eine anderweitige Freizeitnutzung. Die Jugendfreizeit-Einrichtungen hätten auch häufig ein schlechtes Image, ebenso wie deren Stammbesucher_innen.

Ein weiterer Grund sei, dass der eigene Freundeskreis die Einrichtungen ebenfalls nicht besuche bzw. dass es Cliquen gäbe, die diese okkupierten und anderen Kindern und Jugendlichen den Zugang verwehrten oder zumindest erschwerten (vgl. Schmidt 2013, S. 15). Als weitere „kleinere und größere“ Zugangsbarrieren aus Sicht der Besucher_innen werden die architektonische Wirkung der Gebäude, unsichere Erstkontakte mit Fachkräften oder anderen Besucher_innen, Altersunterschiede oder Besucher_innen aus anderen Gruppierungen benannt (vgl. Schmidt 2011, S. 65).²

2 Zu Teilnahmebarrieren für Kinder und Jugendliche mit Behinderung bzw. „Handicap“ vgl. Beck (2013) sowie Voigts (2014).

Hier zeigt sich also, dass bei einem Wegfall formaler Zugangsbeschränkungen dennoch Barrieren bei Zugang und Teilnahme entstehen können, wobei diese dann eher auf der Ebene der Raumgestaltung und der sozialen Interaktion, sowie wiederum der Habitusausprägung wirksam werden. Wenn Angebotsgestaltungen für bestimmte Zielgruppen attraktiv sind, können sie auf andere wiederum abschreckend wirken.

4.2.2 Offene, akzeptanzorientierte Drogenhilfe

Einrichtungen der offenen, akzeptanzorientierten Drogenhilfearbeit existieren in der Form von Kontaktläden und Treffs oder in mobilen, aufsuchenden Formen. Der Zugang zu den Angeboten ist über das Zielgruppenmerkmal „Drogennutzung“ geregelt. Streck konstatiert, dass Menschen, die nicht-legale Drogen gebrauchen, tagtäglich von Ausgrenzung und Stigmatisierung betroffen sind. Im Kontrast dazu stellen akzeptanzorientierte Angebote der Drogenhilfe eine „Insel der Akzeptanz“ (Streck 2012, S. 191) in einer stigmatisierenden Gesellschaft dar. Als Paradox benennt sie, dass die Nutzer_innen „erst über das ‚Stigma‘ Zugang zu Räumlichkeiten erhalten in denen sie Akzeptanz erfahren“ (Streck 2012, S. 191) Der Zugang zu den Räumlichkeiten und sozialen Kontakten erfolgt ansonsten voraussetzungslos und bietet eine gut nutzbare Infrastruktur, in der und durch die Entlastung erfahren wird. Durch die Offenheit des Angebots können die Nutzer_innen weitgehend selbst steuern, inwieweit sie Hilfe und Unterstützung erhalten möchten. Gleichzeitig bietet der sichere Rahmen die Möglichkeit, dass eine Auseinandersetzung mit dem Konstrukt ‚Sucht‘ stattfinden kann.

In Müllers Untersuchung zu nutzen- undutzungsfördernden bzw. be- oder ver hindernden Faktoren für die Annahme der Angebote aus der Perspektive sozialpädagogischer Nutzerforschung (vgl. Müller 2013) wird deutlich, welche große Rolle Haltung, Professionalität, Persönlichkeit und Engagement der Fachkräfte dabei spielen. Die von Müller befragten Nutzer_innen einer niedrighwelligen, akzeptanzorientiert arbeitenden Einrichtung schätzten, dass die Fachkräfte sie aktiv und unmittelbar unterstützten und persönliches Engagement im Hinblick emotionaler und praktischer Unterstützung zeigten. Sie schätzten, dass die Fachkräfte zuverlässig und kontinuierlich verfügbar waren und so als Ressource in belastenden Situationen in Anspruch genommen werden konnten. Nutzungsfördernd wirkte sich auch aus, dass die Fachkräfte ihre Hilfen nach dem Prin-

zip der Sorge erbrachten, was bedeutet, sich zu kümmern, ohne eine Gegenleistung (z. B. Verhaltensänderung o.ä.) zu erwarten. Gleichsam wurde eine reziproke Beziehungsstruktur zwischen Nutzer_innen und Professionellen als positiv hervorgehoben, die als „fast freundschaftlich“ und auf einer vertrauensvollen Basis beschrieben wurde, sodass es auch möglich war, über private Dinge zu sprechen und sich auch mal „auszuheulen“. Damit eine derartige Beziehung entsteht, ist es unabdingbar, dass die Fachkräfte den Nutzer_innen Einfühlung, Wertschätzung und Akzeptanz entgegenbringen und dabei als authentisch, menschlich und „nett“ in Erscheinung treten. Gleichzeitig wird ein ausgeglichenes Verhältnis von Nähe und Distanz geschätzt, also auch einfach mal „in Ruhe gelassen“ zu werden. Auch die Sicherung des Rahmens und die Herstellung eines geschützten Raums durch Kontrolle der Fachkräfte und das Durchsetzen von Regeln wirkte sich positiv in Bezug auf Nutzen und Nutzung des Angebots aus (vgl. Müller 2013, S. 140 ff.).

Hemmend für den Besuch der Einrichtung und den persönlich erlebten Nutzen werden dementsprechend Fachkräfte erlebt, die als „passiv“ oder „gleichgültig“ wahrgenommen werden. Auch eine stark hierarchische Beziehungsstruktur mit einem „Machtüberhang“ zugunsten der Professionellen, Willkür sowie eine Haltung seitens der Fachkräfte, die mangelnde Akzeptanz gegenüber den Nutzer_innen nahelegt, wirken nutzungshemmend (Müller 2013, S. 151 f.). In diesem Fall gelingt es nicht mehr, Entlastung von der gesellschaftlichen Stigmatisierung zu erfahren, im Gegenteil dazu wird Stigmatisierung auch innerhalb einer Drogenhilfeeinrichtung reproduziert. Ein „ungünstiges soziales“ bzw. ein „aggressives“ Klima in der Einrichtung wirkt auf einige Nutzer_innen ebenfalls abschreckend oder zumindest unangenehm.

Die genannten Punkte können auch für das Setting des EKIZ bedeutsam sein. Anhand der Erkenntnisse über die Perspektive der Nutzer_innen zeigt sich, dass Zugangs- oder Teilnahmebarrieren häufig in der Interaktion zwischen Menschen entstehen und erzeugt werden, und dass der Haltung der Fachkräfte, besonders in offenen Settings, große Bedeutung zukommt. Wenn diese den Besucher_innen wertschätzend und ressourcenorientiert und mit einer klaren Haltung der Akzeptanz entgegentreten, kann Beziehung entstehen, andernfalls entsteht Distanz.

Im Hinblick auf die geringe Erreichbarkeit von Vätern in den Eltern-Kind-Zentren lässt sich vermuten, dass sich Teilnahmebarrieren für sie ebenfalls in sozialen Interaktionen mit anderen Nutzer_innen und Fachkräften realisieren und es bleibt besonders zu fragen, wie die Fachkräfte den Umgang mit Vätern im EKiz gestalten.

5 Annäherung an einen kritischen Begriff von ‚Zugangs- bzw. Teilnahmebarriere‘

Werden die Ergebnisse der Adressatenforschung bei Bildungsangeboten, die theoretischen Ansätze von Zugangsöffnungen sowie die konzeptionelle Ausgestaltung der EKiz betrachtet, scheint es an dieser Stelle nötig, noch weitere Theorien und Konzepte einzu beziehen und das Verständnis von Barrieren bezogen auf das Anwendungsgebiet EKiz-Nutzung durch Väter zu erweitern. Hierbei werden Konzepte aus unterschiedlichen Feldern herangezogen und miteinander kombiniert, um einen mehrperspektivischen Zugang zu erhalten. Dabei entsteht ein Verständnis von Barriere, das sicherlich nicht in eine geschlossene Definition mündet, aber doch hilfreiche Ansätze für die inhaltliche Erforschung von Teilnahmebarrieren für Väter im EKiz bietet³.

5.1 Behindertenpädagogik

Der Begriff der Barriere ist zentral für die Behindertenpädagogik, wo er mit Barrierefreiheit und Inklusion im Zusammenhang steht. Zentral ist hier ein dynamisches und relationales Konzept von „Behinderung“, nach dessen Verständnis Behinderung vorrangig durch eine behindernde Umwelt geschaffen wird und dadurch Barrieren für unterschiedliche Menschen entstehen (vgl. Beck 2013, S. 136). Behinderung wird hier also nicht als individuelle Problemlage, die kausal aus körperlichen oder geistigen Beeinträchtigungen resultiert, betrachtet. Als Behinderungen gelten vielmehr Situationen und

3 Dabei wird sich auf eine unveröffentlichte Begriffsarbeit („Graues Papier“) von Prof. B. Sturzenhecker bezogen, die für das Seminar „Pull Planung, Organisation und Implementation: Analyse von Teilnahmebarrieren und Finden von klandestinen Zielgruppen von Eltern-Kind-Zentren in Hamburg“ im WS 2013/14 an der Universität Hamburg erstellt wurde.

Bedingungen, welche Aktivitäten und Partizipation im Hinblick auf eine selbstbestimmte Lebensführung aufgrund negativer Wechselwirkungen zwischen Menschen und ihrer physischen und sozialen Umgebung beeinträchtigen. Durch diese negativen Wechselwirkungen entsteht erst Behinderung, mit der Folge erschwerter Teilhabe an der Gesellschaft und erschwerten Lern- und Entwicklungsprozessen für die Individuen (vgl. Beck 2013, S. 136). Es handelt sich also bei „Behinderung“ um ein „veränderbares und sich dynamisch fortentwickelndes gesellschaftliches Konstrukt“ (Dannenbeck/Dorrance 2014, S. 151). Dieses Verständnis findet sich z. B. in der UN-Konvention über die Rechte von Menschen mit Behinderungen (UN-BRK) von 2009.

Helmut Heck (2012) definiert Barrieren folgendermaßen: „Allgemein definiert ist eine Barriere eine Schranke, ein Hindernis oder ein erhebliches Hemmnis, welches räumliche Bereiche voneinander trennt oder abgrenzt. Sie verhindert, behindert oder hemmt die Ausübung eines Bestrebens, einer Absicht oder eines Verlangens“ (vgl. Heck 2012, S. 328).

Der Begriff der Barriere impliziert zunächst etwas Manifestes, Unveränderliches, das einfach „da“ ist und Zugang und Teilnahme gegen ein Bestreben oder eine Absicht be- oder verhindert. Heck führt weiter aus:

Dabei können Barrieren „gegenständlich oder abstrakt, menschengemacht oder natürlich, absichtlich oder (als Barriere) unabsichtlich erstellt, bewusst wahrgenommen oder unbewusst erfahren werden, hinweisend und leitend oder verbietend und umleitend, diskriminierend oder Exklusivität wahrend, regulierend oder deregulierend, schützend oder beengend, trennend oder zusammenführend oder -haltend, Freiheit gebend oder nehmend, Sicherheitsgefühl gebend oder beängstigend usw. sein“ (ebd.). Als Beispiel kann ein Laufgitter für Babys und Kleinkinder herangezogen werden, welches das Kind einerseits davor schützt, sich bei kurzer Abwesenheit der Betreuungsperson in gefährliche Situationen zu bringen, gleichzeitig aber den Erkundungs- und Bewegungsradius einschränkt. Eine Bordsteinkante kann für eine Rollstuhlfahrerin ein unüberwindliches Hindernis darstellen, während sie einer blinden Person als Orientierungshilfe dient. Türsteher vor einer Disco können für die eine Person das Sicherheitsgefühl erhöhen, während sich eine andere durch sie bedroht oder ausgegrenzt fühlt.

Damit ist angesprochen, dass Barrieren ambivalente Eigenschaften besitzen und sich je nach Kontext unterschiedlich auswirken. Demnach sind Personen, Hindernisse, Vor-

schriften, Denkmuster, etc. nicht einfach „an sich“ Barrieren, vielmehr drückt das Barriere-sein ein Wirkungsverhältnis aus. Wie für wen eine Barriere entsteht, was für wen in welcher Hinsicht eine Barriere darstellt, ist „individuell und subjektiv, kontext- und intentionsabhängig und damit auch zeitlich veränderlich“ (Heck 2012, S. 328). In diesem dynamischen und relationalen Verständnis von Barriere kann „dasselbe Ding für dieselbe Person mal eine Barriere darstellen, mal nicht. Dasselbe Ding kann für verschiedene Personen gleichzeitig eine Barriere oder verschiedene Barrieren darstellen – mit unterschiedlichen Wirkungen – oder auch nicht“ (Heck 2012, S. 328). Daraus ergibt sich, dass Barrieren sich prozesshaft entwickeln und verändern und es für die Analyse interessant ist, den Blick auf diese Entwicklungs- und Entstehungsprozesse zu richten.

In Helmut Hecks Definition von Barriere steht zu Beginn das Bestreben, Verlangen oder die Absicht, etwas zu tun, woran man dann durch das Auftreten einer Barriere gehindert wird. Für den empirischen Teil der vorliegenden Arbeit ist die Frage zu stellen, ob bei allen interviewten Vätern ein solches Bestreben in Bezug auf eine Nutzung des Eltern-Kind-Zentrums vorausgesetzt werden kann. Wenn Fälle auftreten, bei denen bspw. gar nicht der Wunsch besteht, das EKIZ zu besuchen oder dieser aus bestimmten Gründen für sich ausgeschlossen wird, müsste ein anderer Begriff gewählt werden, um verhin-dernde Faktoren, die nicht in der Umwelt, sondern auf der *intrapersonalen Ebene* verortet werden können, gesucht werden.

Nach der Definition der ICF (Internationale Klassifikation der Funktionsfähigkeit, Behinderung und Gesundheit, WHO 2005) sind Barrieren „Umweltfaktoren mit negativer Wirkung“. Im Wortlaut heißt es: „Barrieren sind (vorhandene oder fehlende) Faktoren in der Umwelt einer Person, welche die Funktionsfähigkeit einschränken und Behinderung schaffen. Diese umfassen insbesondere Aspekte wie Unzugänglichkeit der materiellen Umwelt, mangelnde Verfügbarkeit relevanter Hilfstechnologie, negative Einstellungen von Menschen zu Behinderung, sowie Dienste, Systeme und Handlungsgrundsätze, die entweder fehlen oder die verhindern, dass alle Menschen mit Gesundheitsproblemen in alle Lebensbereiche einbezogen werden“ (DIMDI 2005, S. 147, zit. nach Heck 2012, S. 330). Diese Faktoren liegen *außerhalb des betroffenen Individuums*, sodass Hinder-nisse wie „(...) Einstellungen, Weltanschauungen, Werte, Normen, (...) eingeschränktes (Selbst-)Bewusstsein, falsche Vorstellungen, Vorurteile, Unsicherheit, Angst, ‚Barrieren

im Kopf‘, fehlendes Wissen oder mangelnde Bildung (...)“ im Hinblick auf die eigene Person explizit nicht als Barrieren gelten.

Wenn der Begriff der Barriere auch für intrapersonale Hindernisse verwendbar sein soll, die beispielsweise in Vorurteilen, Einstellungen, dem Selbst- und Rollenkonzept, Unsicherheiten und Ängsten, fehlendem Wissen etc. bestehen und die dazu führen, dass ein EKIZ-Besuch für die betreffende Person nicht in Betracht gezogen wird, könnte man in diesem Fall die Perspektive wechseln. So könnte man für diese Fälle die Barrieren aus der Sicht des EKIZ als Institution denken, deren Angebote durchaus auch Vätern offenstehen und die vermutlich das ‚Bestreben‘, das ‚Verlangen‘ oder die ‚Absicht‘ hat, ihrem Auftrag gemäß nicht nur Mütter, sondern auch Väter anzusprechen, dabei aber auf Barrieren der genannten Art stößt.

In der vorliegenden Arbeit wird weiterhin von der Perspektive der (Nicht)nutzer ausgegangen, und da auch nicht von vornherein unterstellt werden kann, das EKIZ strebe danach, Väter für sein Angebot zu gewinnen, wird der Begriff der Barriere in seiner alltagssprachlichen Bedeutung dennoch auch verwendet, wenn hemmende Denkmuster, Vorurteile, Rollenbilder der betreffenden Väter gemeint sind.

Barrieren können auf unterschiedlichen Ebenen entstehen oder vorhanden sein und in verschiedenen Formen vorliegen.

Barrieren können zunächst

- **materiell** beschaffen sein, also natürlicher, technischer oder baulicher Art sein und in Form von Bordsteinkanten, Treppen, fehlenden Handläufen etc. vorliegen
- **rechtlicher Art** sein, also den Zugang aufgrund von Bestimmungen zu Staatsbürgerschaft, Alter, Zugangsregelungen zu Institutionen etc. beschränken oder verhindern
- **finanzieller Art** sein, d. h. sich in Form von Gebühren, ‚Nebenkosten‘ etc. realisieren.

Barrieren können auch **institutionell** vorgegeben sein, indem beispielsweise formell und explizit formuliert ist, an welche Zielgruppe sich das Angebot richtet (z. B. bei einem Mädchentreff) und wer dementsprechend nicht teilnehmen darf (bspw. Jungen); indem die zeitliche Gestaltung der Angebote per se bestimmte Adressaten ausschließt

oder die Lage der Einrichtung für Menschen mit eingeschränkter Mobilität schwer zu erreichen ist. Institutionen können auch bestimmte Zugangsregeln anwenden, die den Zugang erschweren.

5.2 Organisationskulturforschung

Nicht nur fixierte, offizielle und öffentlich kommunizierbare Regelungen einer Institution bestimmen deren Funktionsweise. Aus der Organisationskulturforschung ist die große Bedeutung *informeller* Abläufe und Gepflogenheiten für das Funktionieren von Organisationen und Institutionen bekannt. Der Begriff der Organisationskultur stammt aus dem Unternehmensbereich und hat seit den 1980er-Jahren an Bedeutung gewonnen. Zentral war die Erkenntnis, dass sich der Erfolg oder Misserfolg von Unternehmen auf dem Markt nicht allein durch die ‚harten Faktoren‘ wie Daten, Zahlen, Fakten erklären lässt, sondern sogenannte ‚weiche‘ Faktoren im Bereich der Personalführung und Organisationsgestaltung als Erfolgsfaktoren relevant sind (vgl. Rathje 2009, S. 1).

Organisationskultur betont den sozial konstruierten Charakter organisatorischer Systeme. Handlungen und Verhaltensweisen der Mitarbeitenden sind demnach wesentlich beeinflusst durch Sinn- und Orientierungsmuster, die sich in einer Organisation über einen längeren Zeitraum entwickeln. Diese bilden eine komplexe Gesamtheit menschlicher Gewohnheiten (vgl. Rathje 2009, S. 2). Kühl verwendet den Begriff der „Informalität“. Damit gemeint sind Strukturen, die von den formalen, offiziell kommunizierbaren Strukturen und Anforderungen einer Organisation abweichen, also quasi das „Unterleben“ einer Organisation darstellen. Bestimmend ist die Regelhaftigkeit des Auftretens solcher Abweichungen sowie deren Erwartung in Teilen der Organisation (vgl. Kühl 2010, S. 3). Es geht also um die „ungeschriebenen Gesetze“, die „bewährten Trampelpfade“, die informellen ‚Go‘'s und ‚No-Go‘'s und Erwartungen, die nicht an das offizielle Regelwerk rückgebunden werden können (ebd). Laut Kühl sind alle Erwartungen in der Organisation informell, die nicht mit Bezug auf die Mitgliedschaftsbedingungen formuliert sind oder werden können. Als Beispiel führt er die informellen Erwartung einer Chefin gegenüber ihren Mitarbeitern an, länger als gesetzlich zulässig zu arbeiten, die sie an diese herantragen, jedoch bei Nichtbefolgen nicht abmahnen kann. Informelle

Strukturen sind laut Kühl „unentschiedene Entscheidungsprämissen“, da es sich um Erwartungen handelt, die bisher nicht in offizielle Mitgliedschaftserwartungen überführt wurden. In Bezug auf Barnard (1938) schreibt Kühl, dass man sich nur dann in einer Organisation zurechtfindet, wenn man die „unsichtbare Steuerung“ erkennt und sich die „informellen Prozesse“ aneignet (vgl. Kühl 2010, S. 5). Ob das eigene Handeln durch die informellen Strukturserwartungen gedeckt ist, wird nach Kühl sehr schnell am Verhalten der anderen deutlich. Erntet man irritierte, verunsicherte oder gar verärgerte Reaktionen, kann man davon ausgehen, dass die eigenen Handlungen nicht den informellen Erwartungen entsprochen haben. Informelle Erwartungen können nur informell durchgesetzt werden. Einerseits spielen Tausch und Vertrauen in der Form wechselseitiger kleiner Gefälligkeiten eine Rolle; auf diesem Wege werden Seilschaften, Netzwerke und Cliques verstetigt. Andererseits kann der Verstoß gegen informelle Erwartungen negativ sanktioniert werden, bspw. durch das Vorenthalten wichtiger Informationen oder anderer Schikanen bis hin zum Mobbing (vgl. Kühl 2010, S. 10f).

Gerade in einem offenen Setting wie dem EKIZ ist zu vermuten, dass sich zahlreiche informelle Erwartungen sowie Praktiken des Umgangs, der Kommunikation, sozialer Rituale, der Vergemeinschaftung und andererseits der Ausgliederung herausbilden, die zur ‚Kultur‘ der Einrichtung werden und die auf neu dazustoßende Besucher_innen den Eindruck eines „geschlossenen Systems“ entstehen lassen, dessen Regeln man zunächst nicht kennt und dessen informelle Funktionsweise teilweise offiziellen Verlautbarungen widerspricht. Das Nicht-vertraut-sein mit diesen informellen Erwartungen und dadurch eingeschränkten Handlungsmöglichkeiten kann sich als Barriere auswirken.

Für diese Arbeit besonders interessant und bedeutsam sind eben diese Barrieren, die sozialer Natur sind, also durch soziales Handeln hergestellt und erzeugt werden. Somit wird die Frage nach *Barrierepraxen* gestellt. Wie werden sie vollzogen und was liegt ihnen zugrunde? Auf welcher Basis wird Ausschluss produziert, bzw. ein Rückzug des Subjekts erreicht?

Einige Barrierepraxen wurden bereits angedeutet – negative soziale Sanktionierungen in der Form von Schikanen (Informationszurückhaltung, Zuschieben unbeliebter Aufgaben, Benachteiligung bei Dienstplänen etc.) bis hin zum Mobbing. Barrierepraxen können einerseits dazu dienen, den Betroffenen zum Einhalten der informellen Abläufe zu bringen, andererseits auch, um Territorien abzustecken und nach außen hin gegen

‚Neue‘ oder ‚Andere‘ zu verteidigen. Durch Körpersprache, Blicke, das Ignorieren oder ‚Übersehen‘ des Neuankömmlings, das Verwenden von ‚Insidersprache‘ und Codes und das demonstrative Zeigen von Zusammengehörigkeit etc. kann deutlich gemacht werden, dass der/die Andere nicht dazugehört. Dies kann einerseits mit üblichen gruppendynamischen Prozessen erklärt werden, ebenso kann nicht immer, wenn Ausschluss wahrgenommen wird, eine Intention unterstellt werden (laut Kühl entsteht Organisationskultur „wie von selbst“ (vgl. Kühl 2010, S. 7) Gleichzeitig können auch differenz- und machttheoretische Überlegungen zur Reflexion herangezogen werden.

5.3 Differenz- und Machttheorie

In Kapitel 3 wurde bereits dargestellt, dass sich Kategorien wie Geschlecht, Habitus/Milieu, Ethnizität/Migrationshintergrund, Bildung, Arbeit als Barrieren auswirken können und die Teilhabe und Teilnahme an bestimmten gesellschaftlichen Ressourcen be- oder verhindern können.

Bei diesen Kategorien handelt es sich um Differenzkategorien, die in Zusammenhang mit dem Herstellen, Reproduzieren und Festigen von sozialen Differenzierungen und Grenzziehungen stehen.

Konstruktivistische Ansätze, besonders die interaktionistischen (Goffman) und ethnomethodologischen (Garfinkel) Varianten gehen von der sozialen Konstruiertheit von Kategorien wie Geschlecht, ‚Rasse‘/Ethnizität/Kultur, Klasse, Alter, Körper etc. aus. Diese sind demnach keine essenzialistischen ‚Eigenschaften‘ von Personen, sondern Ergebnisse *interaktiver Herstellungsprozesse*, die Differenzen erst erzeugen.

Im Fokus steht die Frage, in welcher Art und Weise Differenzen hergestellt und mit sozialer Bedeutung versehen werden. Es soll rekonstruiert werden, wie diese Konstruktionsprozesse in alltäglichen Interaktionen von konkreten Akteur_innen ablaufen. Es wird also auf die Ebene des Handelns, der konkreten sozialen Interaktion und der sozialen Praktiken geblickt (vgl. Riegel 2016, S. 21). Dabei wird davon ausgegangen, dass sich diese Differenzierungsprozesse (bspw. die Konstruktion von ‚Geschlecht‘) zirkulär vollziehen und dafür ein_e inszenierende Protagonist_in sowie eine_n Rezipient_in benöti-

gen. Geschlecht wird durch Akteure vielgestaltig inszeniert und vom Empfangenden gedeutet.

Weiterhin wird davon ausgegangen, dass durch diese Konstruktionsprozesse auch immer eine repräsentierende Differenzordnung und -hierarchie hergestellt und gefestigt wird, sodass den Akteur_innen die konstruierten Phänomene und die damit verbundenen Ordnungen als ‚natürlich‘ und ‚unveränderbar‘ erscheinen (vgl. Riegel 2016, S. 22).

Hierbei ist das Konzept des *doing* zentral- ‚doing gender‘ in Bezug auf die Herstellung von Geschlecht, anschließend auf zahlreiche weitere Differenzkonstruktionen übertragen (z. B. ‚doing ethnicity‘, ‚doing age‘), dann durch West und Fenstermaker (1995) zum ‚doing difference‘ erweitert. In diesem erweiterten Konzept wird nun besonders auf das Zusammenwirken unterschiedlicher Differenzkategorien und deren Herstellungsprozesse verwiesen: „Geschlecht, Klassen- und ethnische Unterschiede werden in Interaktionsprozessen simultan erzeugt und resultieren in westlichen Gesellschaften in vielfältigen Formen sozialer Ungleichheit, Unterdrückung und Herrschaftsverhältnissen“ (Fenstermaker/West 2001, S. 236, zit. nach Riegel 2016, S. 23).

Es geht also einerseits um die beobachtbare, konkrete Handlungs- und Interaktionsebene, auf der in alltäglichen, zwischenmenschlichen Begegnungen Differenzen erzeugt, inszeniert und gefestigt werden, gleichzeitig um deren Bedeutung für den Erhalt gesellschaftlicher Machtstrukturen.

Den Prozess des ‚Anders-Machens‘, der vor dem Hintergrund hierarchischer Machtstrukturen über das Zuschreiben von Eigenschaften vollzogen wird, wird als ‚Othering‘ bezeichnet (vgl. Riegel 2016, S. 50ff.). Otheringprozesse verlaufen multidimensional; mit Blick auf intersektionale Ansätze sei darauf verwiesen, dass durch das Zusammenwirken und den Bezug auf verschiedene Differenzkonstruktionen sozial immer wieder aufs Neue Grenzen geschaffen und Differenzen relevant gemacht werden (vgl. Riegel 2016, S. 57). Zuschreibungen von außen können auch aufgegriffen und zu identitären Selbstzuschreibungen werden.

Differenzen können als Begründungsfolie dafür genutzt werden, warum jemand ‚nicht dazu passt‘, ‚anders‘ ist, ‚stört‘ oder ‚fehl am Platz‘ ist und somit Barrieren darüber erzeugt werden.

Besonders in sozial einheitlich codierten Räumen und Situationen aktualisiert sich eine Differenzkategorie, wenn ein_e Träger_in eines abweichenden Merkmals hinzukommt. Bspw. wird die Kategorie ‚Geschlecht‘ aktualisiert, wenn eine Frau eine Autowerkstatt betritt, oder ein Mann in einer Krabbelgruppe sitzt. Rose nennt diese Situationen „Crossing Situation“, da hier geschlechtlich markierte Grenzen überschritten werden (vgl. Rose 2007, S. 147). Dies ist potenziell konflikthaft und mit Spannung aufgeladen und macht eine Bewältigung des Trennenden erforderlich. Eine Möglichkeit ist neben dem Witz, der Dramatisierung oder Tabuisierung des Unterschieds auch die „Ausstoßung“ des „Fremden“ (ebd., S. 33).

5.4 Zu den Konzepten der Inklusion und Diversity

Inklusion und Diversity sind Konzepte, die als grundsätzliche Ausrichtung eines Angebots dienen können. Sie beschreiben ein Gesellschaftsbild bzw. eine Grundhaltung, die handlungsleitend für die Organisationskultur sind. Für die EKIZ-Arbeit dienen diese Konzepte als ‚Hintergrundfolie‘. Im Qualitätshandbuch wird auf sie Bezug genommen, bspw. indem eine „inklusive Ausrichtung“ bzw. eine angestrebte „Heterogenität“ benannt wird. In der Auseinandersetzung mit Barrieren für Väter im EKIZ werden die Konzepte relevant. Daher sollen sie hier in aller Kürze umrissen werden.

Inklusion

Laut Kronauer werden in Deutschland derzeit zwei Diskussionen über Inklusion geführt (vgl. Kronauer 2013, S. 17). In einem Strang steht die Inklusion von Menschen mit Behinderung im Mittelpunkt. Hier wird inhaltlich auf die *Öffnung* gesellschaftlicher Institutionen und Infrastruktur zur gleichberechtigten Teilhabe aller an deren Leistungen gezielt. Inklusion geht in diesem Sinne von der prinzipiellen Unterschiedlichkeit aller Menschen aus, Behinderung stellt dann nur ein Merkmal unter vielen dar, wie bspw. Migrationshintergrund, Geschlecht, sexuelle Orientierung etc. (vgl. Katzenbach 2013, S. 27). Heterogenität und Vielfalt in Bezug auf Individuen und Lebenslagen werden so zum Normalfall. Die Frage ist dann nicht mehr, ob ein ‚behindertes Kind‘ in eine ‚normale Schule‘ passt, sondern die Einrichtung muss sich fragen, wie sie der Heterogenität

ihrer Schüler_innen gerecht werden kann. Der Gegenbegriff zur Inklusion wäre hier laut Kronauer Diskriminierung (vgl. Kronauer 2013, S. 18).

Der zweite Diskussionsstrang kreist um die gesellschaftspolitischen Dimensionen von Inklusion und Exklusion. Hier geht es nicht nur um die Öffnung von Institutionen, sondern insbesondere um die durch sie erreichte *Qualität* der gesellschaftlichen Teilhabe. Er nimmt damit verbundene problematische soziale Schließungsprozesse⁴ und soziale Spaltungen in den Blick, die die Lebenschancen der davon Betroffenen einschränken. Inklusion als gesellschaftliche Zugehörigkeit und Teilhabe umfasst als wichtigste Dimensionen Arbeit/Erwerbsarbeit, die Einbindung in soziale Nahbeziehungen und Netzwerke (Reziprozität) sowie die Dimension persönlicher, politischer und sozialer Rechte, die Schutz und Teilhabe garantieren (Partizipation) (ebd., S. 23). In kapitalistischen Gesellschaften ist Inklusion immer gefährdet. Daher setzt sich das Konzept kritisch mit den Regeln der zentralen Institutionen auseinander, die in kapitalistischen Gesellschaften über Inklusion oder Exklusion entscheiden. Inklusion stellt hier eine gesellschaftspolitische Aufgabe dar, die das Ziel hat, gesellschaftliche Spaltungen zu überwinden und inkludierende Verhältnisse zu schaffen (ebd., S. 25).

Diversity

Der Begriff der Diversity stammt aus dem anglo-amerikanischen Raum und bedeutet ‚Vielfalt‘. Innerhalb der Diskussion lassen sich laut Walgenbach (2016) verschiedene Strömungen unterscheiden: Einerseits affirmative Managing Diversity- Ansätze, die aus dem betriebswirtschaftlichen Bereich stammen, andererseits machtkritische Diversity-Ansätze. Beiden gemein ist allerdings eine Haltung der Antidiskriminierung.

Walgenbach (2016) definiert Diversity wie folgt: „Diversity zielt auf die Wertschätzung sozialer Gruppenmerkmale bzw. -identitäten in Organisationen. Diversity-Merkmale werden als *positive Ressource* für Bildungsorganisationen gesehen. Die Vielfalt der Organisationsmitglieder erhält somit Anerkennung. Das pädagogische Ziel ist der *positive Umgang* mit Diversity sowie die Entwicklung von Diversity-Kompetenzen“ (Walgenbach 2016, S. 92, Hervorheb. im Org.).

4 Schließungsprozesse sind nicht an sich problematisch. Laut Kronauer beruhen alle sozialen Beziehungen darauf, bestimmte Personen einzubeziehen und andere nicht. Es bedarf genauer Kriterien um zu bestimmen, welche Arten sozialer Schließung als legitim, und welche als unberechtigt und diskriminierend anzusehen sind (vgl. Kronauer 2013, S. 19).

Am Anfang steht die Feststellung, dass in modernen Gesellschaften unterschiedliche Identitäten, soziale Zugehörigkeiten und Gruppenmerkmale existieren. Als Beispiele hierfür können genannt werden: Ethnizität, Nation, sexuelle Orientierung, Behinderung, Geschlecht, Alter etc. Diese sollen positiv als Ressource anerkannt und genutzt werden. Eine Diversity-Orientierung kehrt sich ab von einem Differenzverständnis, das Unterschiede erstens als natürlich und zweitens als Defizite gegenüber einer herrschenden Norm betrachtet.

Diversity wird in machtkritischen Ansätzen immer in Verbindung mit sozialer Ungleichheit gedacht. Es geht also nicht um ein ‚Jeder ist irgendwie anders und das ist doch toll!‘, vielmehr wird im Blick behalten, dass wirkmächtige Differenzen, Zugehörigkeiten und Identitäten durch Machtstrukturen hervorgebracht werden und darüber auch der Zugang zu und die Teilhabe an Ressourcen geregelt wird. Diversity bewegt sich also in einem Spannungsfeld, indem einerseits Vielfalt anerkannt und geschätzt werden, andererseits aber mit sozialer Ungleichheit verwobene und sozial hergestellte Differenzen nicht durch „Anerkennung“ verfestigt werden sollen⁵. Hormel und Scherr (2005) benennen folgende Ansatzpunkte für eine diversitätsorientierte (Bildungs-)Praxis. Es käme darauf an (vgl. Hormel/Scherr 2005, S. 212; zit. n. Walgenbach 2016, S. 113),

- die Strukturen und Prozesse durchschaubar zu machen, durch die Unterschiede von Fähigkeiten und Fertigkeiten, der Lebensführung, der Identitätskonstruktion zwischen sozial ungleichen Gruppen hervorgebracht werden;
- zur Kritik unzulässiger Generalisierungen, von Stereotypen und Vorurteilen zu befähigen sowie dafür zu sensibilisieren, dass jedes Individuum ein besonderer Einzelner ist;
- begreifbar zu machen, dass Gruppenzuordnungen keine klaren und eindeutigen Grenzen zwischen unterschiedlichen Menschentypen etablieren, sondern durch übergreifende Gemeinsamkeiten und quer zu den Gruppenunterscheidungen liegende Differenzen überlagert und relativiert werden;
- Kommunikations- und Kooperationszusammenhänge zu ermöglichen, in denen die Irrelevanz etablierter Gruppenunterscheidungen erfahren werden kann.

⁵ Zu einer „reflexiven Diversity-Praxis“, die diesem Spannungsverhältnis begegnen kann, vgl. Mecheril 2008; Mecheril/Vorrink 2012.

Anschlussfähig an das Konzept der Inklusion ist Diversity im Hinblick auf den wertschätzenden Umgang mit Vielfalt und einer antidiskriminierenden Haltung, die soziale Bedingtheit von Unterscheidungskategorien, den Einbezug gesellschaftlicher Ungleichheit und Benachteiligung sowie der Forderung, dass Institutionen und Organisationen sich öffnen, der Vielfalt und Unterschiedlichkeit ihrer potentiellen Nutzer_innen gerecht werden und die Teilhabe aller ermöglichen sollen.

Anzumerken ist, dass diese Konzepte anwaltschaftlich für von sozialer Benachteiligung betroffene Gruppen und Individuen argumentieren und eintreten. Inwiefern sie für die befragten (eher privilegierten) Väter in Bezug auf Teilnahme am EKIZ-Angebot herangezogen werden können, bleibt noch zu prüfen.

6 Forschungsinteresse

Väter spielen in Familien heute eine andere Rolle als noch vor einigen Jahren. Das Vaterschaftskonzept des ‚reinen Ernährers und Versorgers‘ wandelt sich stärker hin zum Vater als Erzieher, der Verantwortung für die Betreuung, Versorgung und Erziehung mit übernimmt und eine emotionale Beziehung zu den Kindern gestaltet. Etwa 70 % der Väter können diesem neueren Vätertypus zugerechnet werden (vgl. Döge 2011, S. 11). Auch wenn die Familienrealität in Deutschland noch immer überwiegend traditionell ausgestaltet wird und somit häufiger die Mutter länger zuhause bleibt, während der Vater das hauptsächliche Einkommen erwirtschaftet, lässt sich ein Trend zu einer stärkeren Beteiligung des Vaters in der Familie erkennen. So steigt beispielsweise der Anteil der Väter, die Elternzeit in Anspruch nehmen, kontinuierlich an und lag 2015 bei 32 %. Einschränkend muss angefügt werden, dass 80 % der Antragssteller nur zwei Monate Elternzeit nahmen (vgl. Commerzbank AG 2015, S. 5). Der Wandel von Vaterschaftskonzepten scheint gesellschaftspolitisch erwünscht und inhaltlich-ideell durchaus eingetreten zu sein, auch wenn sich dies bisher nur ansatzweise in veränderter Arbeitsteilung niederschlägt.

Väter werden als Zielgruppe auch in Elternbildungsangeboten relevanter. In der Familienbildung findet in den letzten Jahren eine verstärkte Auseinandersetzung mit der gerin-

gen Beteiligung von Vätern statt, somit auch der Frage nach möglichen Gründen für diese Situation sowie Strategien für eine verbesserte Partizipation. Hier geht es häufig eher um geschlechtshomogene ‚Väterbildung‘, die wiederum in Kursform oder in Form einer Gruppe angeleitet wird und im Kontext der Familienbildungsstätten stattfindet, oder um Vater-Kind-Angebote mit Erlebnischarakter.

In dieser Arbeit steht die Frage nach Zugangs- und Teilnahmebarrieren für Väter im Eltern-Kind-Zentrum im Fokus, da bisher keine tiefergehenden Erkenntnisse vorliegen, welche Schwierigkeiten in einem gemischtgeschlechtlichen, niedrigschwelligem Elternbildungsangebot für Väter bestehen, vor allem nicht aus ihrer persönlichen Sicht. Es sollen erste Hinweise darauf gefunden werden, was Väter von einer Teilnahme am EKIZ-Angebot abhält bzw. welche Barrieren ihnen diese erschweren. Anschließend können Ansätze eines pädagogischen Umgangs damit formuliert werden.

7 Methodisches Vorgehen

Im Folgenden wird das Vorgehen in der empirischen Untersuchung dargestellt und transparent gemacht. Die forschungsleitenden Fragen, die Durchführung und Auswertung werden beschrieben.

7.1 Forschungsfragen

Für diese Arbeit ist von Interesse, wie und von wem bzw. mit wem welche Zugangs- und Teilnahmebarrieren für Väter bei der Nutzung des Eltern-Kind-Zentrums erzeugt werden. Worin bestehen Zugangs- und Teilnahmebarrieren für Väter im EKIZ? Wie entstehen sie? Besonders angesprochen ist damit die Frage, wie Barrieren in der sozialen Interaktion interaktiv hergestellt werden. Im Anschluss daran wird gefragt, wie die betreffenden Väter mit den erlebten Barrieren umgehen und welche Strategien des Umgangs sie entwickeln.

7.2 Stichprobe/Auswahl der Befragten

Bei der Auswahl der befragten Väter wurde eine Herangehensweise gewählt, die an das Theoretical Sampling angelehnt ist. Bei dieser der Grounded Theory (Glaser & Strauss 1967) zugehörigen Methode „kann man die Stichproben auf der Basis des jeweils erreichten Kenntnisstandes erweitern und ergänzen“ (Merkens 2012, S. 292).

Zunächst wurden, relativ willkürlich, Väter auf einem in der Nähe des EKIZ gelegenen Spielplatz angesprochen, die erkennbar in Begleitung kleiner Kinder waren und somit zur potenziellen Zielgruppe des EKIZ gehörten. Dabei stellte sich heraus, dass die Nutzungsgrade stark variierten, von völliger Unbekanntheit des EKIZ über sporadische Nutzung bis regelmäßiger Teilnahme. Nur zwei der angesprochenen Väter konnten in diesem Setting für ein Interview gewonnen werden. Besonders Väter mit Migrationshintergrund waren nicht davon zu überzeugen, dass auch die Nichtnutzung bzw. die Unkenntnis des EKIZ für die Untersuchung von Interesse und ihre Äußerungen dazu wertvoll wären. Daher wurden zwei weitere Interviewpartner aus dem Stadtteil gewonnen, die „vom Sehen“ bekannt waren, zu denen aber keine persönliche Verbindung bestand und die bei einer zufälligen Begegnung auf der Straße angesprochen wurden.

Nach den ersten vier Interviews fiel auf, dass sich die Befragten hinsichtlich ihres Bildungsniveaus und ihres soziokulturellen Hintergrundes (alle verfügten über das Abitur, drei über ein Studium, keiner über einen Migrationshintergrund, alle sind im kulturellen oder sozialen Bereich tätig) stark glichen. Da beim Ziehen von Stichproben eine „maximale Variation“ angestrebt werden soll, damit der Fall „facettenreich erfasst“ (Merkens 2012, S. 291) wird, wurde sich im Folgenden verstärkt um Väter mit abweichendem Bildungsgrad und Migrationshintergrund bemüht. Bei einem weiteren Versuch auf einem anderen Spielplatz handelte es sich bei den gesprächsbereiten Vätern allerdings wiederum um gut ausgebildete Mittelschichtsangehörige ohne Migrationshintergrund, unabhängig davon, ob sie das EKIZ kannten oder nutzten oder nicht, während die anderen Väter eher verständnislos bis abwehrend reagierten.

Die Homogenität der Stichprobe muss unbedingt in der Auswertung reflektiert werden, da davon auszugehen ist, dass nicht alle Aspekte in Bezug auf die Entstehung von Zugangs- und Teilnahmebarrieren eingefangen werden konnten. Was für wen eine Nutzungsbarriere darstellt, wird ja auch durch die gesellschaftliche Lebensrealität und die

soziale Position mitbestimmt. Gleichzeitig ist zu fragen, ob schließlich die wenigen Väter, die das EKIZ besuchen, überwiegend gebildet und der Mittelschicht zugehörig sind sowie über weniger traditionelle Konzepte in Bezug auf Vaterschaft und Arbeitsteilung in der Familie verfügen.

Die befragten Väter kennen sich untereinander nicht und beziehen sich alle auf dasselbe Eltern-Kind-Zentrum. Dabei ist anzumerken, dass der letzte Besuch bei drei Vätern (Tim, Philipp, Johannes) bereits zwei Jahre zurückliegt und sich in der betreffenden Einrichtung mittlerweile Personalwechsel vollzogen haben.

7.3 Erhebungsmethode

Zur Datengewinnung wurden sechs leitfadengestützte, halboffene Interviews geführt. Diese Art der Erhebung zählt zum Bereich der Qualitativen Sozialforschung (vgl. Flick/von Kardorff/Steinke 2012; Lamnek 2010) und stellt eine geläufige Erhebungsmethode dar, um bspw. Expert_innenwissen oder subjektive Perspektiven zu erfassen und zu analysieren. Zur Erkenntnisgewinnung wird ein verstehender Zugang gewählt, der von Offenheit gegenüber Konzepten, Deutungen und subjektiven Wahrnehmungen geprägt ist. Eine Grundannahme qualitativer Forschung ist, dass soziale Wirklichkeit durch die gemeinsame Herstellung und Zuschreibung von Bedeutungen entsteht, sie also das Ergebnis beständig ablaufender sozialer Konstruktionsprozesse ist (vgl. Flick et al. 2012, S. 20). Aus dieser Annahme ergibt sich, dass soziale Wirklichkeit nichts Statisches ist, sondern einen prozesshaften, reflexiven und rekursiven Charakter aufweist. Bedeutsam ist, wie Menschen ‚objektive‘ Gegebenheiten ihrer Lebensumstände sinnhaft deuten und erfahren und wie sich dies im alltäglichen Handeln widerspiegelt. Bei diesen individuellen und kollektiven Interpretationsleistungen spielt Kommunikation eine große Rolle. Dem kommunikativen Charakter der Herstellung sozialer Wirklichkeit wird mit dem Einsatz kommunikativer Erhebungsmethoden begegnet, über die rekonstruiert werden soll, wie sich die Konstruktion von Wirklichkeit vollzieht (vgl. Flick et al. 2012, S. 22). In der qualitativen Forschung wird, im Gegensatz zur quantitativen Forschung, keine Repräsentativität durch große Fallzahlen angestrebt. Ein „breites und tiefgehendes Spektrum an Informationen über den Gegenstandsbereich“ lässt sich laut Akremi bereits

mit relativ wenigen, aber gut ausgewählten Fällen erreichen (Akremi 2014, S. 277). Laut Akremi kann eine geringe Anzahl gelungener Interviews oder Beobachtungen mehr Erkenntnisgewinn bringen als eine Vielzahl schlecht ausgewählter Fälle (vgl. ebd. 2014, S. 278). Als Orientierung gibt Lamnek in Bezug auf Helfferich (2005) sechs bis 120, in Bezug auf Kvale (2007) 15 plus/minus 10 Interviews an (vgl. Lamnek 2010, S. 351).

Leitfadenkonstruktion

Durch die theoretischen Vorarbeiten gab es bereits einige Vorstellungen darüber, welche Kategorien im Hinblick auf Barrieren bedeutsam sein können. Allerdings hätte es dem Prinzip der Offenheit qualitativer Forschung widersprochen, diese als Hypothesen zu übernehmen und durch die Interviews zu verifizieren oder zu falsifizieren (vgl. Lamnek 1995, S. 22). In der qualitativen Forschung werden Hypothesen und Kategorien überwiegend induktiv, d. h. aus dem Gegenstand heraus gebildet.

Hier handelt es sich um eine Mischform, bei der Wissen über Barrieren vorhanden war, jedoch noch keine Hypothesen darüber existierten, wie sich Zugangs- und Teilnahmebarrieren für Väter im konkreten Gegenstandsbereich des EKIZ realisieren.

Kuckartz verweist darauf, dass diese „deduktiv-induktive Kategorienbildung“ charakteristisch für die qualitative Inhaltsanalyse ist, welche hier als Auswertungsmethode gewählt wurde (s. Absatz 7.4).

Auch sollte nicht von vornherein davon ausgegangen werden, dass für alle befragten Väter Barrieren auftraten bzw. sie Hürden überwinden mussten, um teilnehmen zu können. Daher wurden für den Leitfaden bewusst offene Fragen gewählt, die nach einem zeitlichen Ablauf strukturiert waren: Wie es dazu kam, dass das EKIZ besucht wurde, was sich davon erwartet wurde, wie der erste Eindruck war und was dann im „Inneren“ der Einrichtung erlebt wurde. Dadurch sollte für die Väter ein leichter Zugang zu ihren Erinnerungen und Eindrücken geschaffen werden. Die Oberkategorien (Zugang, Teilnahme/Interaktion, Geschlecht, Habitus, Organisationskultur) waren teilweise durch die Vorarbeiten, teilweise durch den „chronologischen“ Aufbau inspiriert. Auf das Interesse an Barrierepraxen wurde nicht im Leitfaden eingegangen, da davon ausgegangen wurde, dass diese über die Felder Habitus oder Geschlecht etc. ausagiert würden. Die Fragen wurden möglichst einfach und alltagssprachlich sowie offen (wie, was, welche...)

formuliert. Ab und zu wurden geschlossene, mit Ja oder Nein beantwortbare Fragen gestellt, um zu eruieren, ob es in diesem Bereich weiteren Erzählbedarf gab. Wenn ja, wurden offene, erzählgenerierende Fragen angeschlossen.

Durchführung der Interviews

Zu Beginn der Interviews wurde kurz das Vorhaben sowie Sinn und Zweck desselben erläutert. Dabei wurde das Vorhaben eher neutral, aber korrekt dargestellt: „In meiner Abschlussarbeit interessiere ich mich dafür, welche Erfahrungen Väter mit dem Eltern-Kind-Zentrum machen.“ Es folgte die Zusicherung von Anonymität und Vertraulichkeit sowie der Hinweis, dass das Gespräch aufgenommen werden muss, um später verwendbar zu sein. Die Befragten wurden darauf hingewiesen, dass sie die Aufnahme jederzeit unter- oder abbrechen können und ihre Zustimmung zur Aufnahme eingeholt. Anschließend wurde die Aufnahme gestartet. Dieses Verfahren ist forschungsethisch begründet (vgl. z. B. Friedrichs 2014, S. 81 ff.).

Als ‚Warm up‘ wurden die Interviewpartner gebeten, kurz von ihren Kindern zu erzählen sowie einen ganz normalen Tagesablauf zu beschreiben. Dann folgten im Hauptteil die Fragen zu den eigenen Erfahrungen mit dem EKIZ. Als Ausklang wurde von den eigenen Erfahrungen auf eine allgemeinere, abstraktere Ebene gewechselt und gezielter auf mögliche Barrieren fokussiert. Zum Schluss wurden einige standardisierte Fragen zu Alter, Familienstand, Bildung, Beruf, Kinderzahl und Alter der Kinder sowie Elternzeit gestellt.

Der Leitfaden diente während der Interviews eher als Gedächtnisstütze. Nicht jedem Vater wurden alle Fragen gestellt. Dies war dem jeweiligen Gesprächsverlauf und den unterschiedlichen Schwerpunktsetzungen durch die Befragten geschuldet, die nicht unterbunden oder umgelenkt wurden, sofern sie gegenstandsbezogen waren.

Vier Interviews wurden bei den Vätern zu Hause, eins in einem Nebenraum eines Cafés, eins auf dem Spielplatz geführt. Die Gespräche fanden unter vier Augen und ohne Störungen statt.

Dauer und Qualität der Interviews

Die Dauer der Interviews variiert stark. Während das kürzeste Interview zwanzig Minuten umfasst, dauert das längste 69 Minuten. Es ist festzustellen, dass sich die beiden

längeren Interviews durch gelungenes Nachfragen und Präzisieren sowie das Aufrechterhalten des Gesprächsflusses auszeichnen und so eine größere Tiefe erreicht wurde. Das kürzeste Interview wurde ad-hoc auf dem Spielplatz geführt. Im Nachgang wären genauere Nachfragen und eine höhere Steuerung des Gesprächs hilfreich für die Ergebnisbewertung gewesen.

Transkription der Interviews

Alle Interviews wurden vollständig transkribiert. Die beiden längeren Interviews wurden aus Zeitgründen von einem Transkriptions-Service transkribiert und anschließend durch die Verfasserin dieser Arbeit korrigiert, die vier kürzeren Interviews wurden eigenhändig transkribiert. Hierbei wurde das Transkriptionsprogramm f4 verwendet.

Da der Fokus auf den sprachlich-inhaltlichen Äußerungen der Befragten lag, wurden einfache Transkriptionsregeln angewendet. Dadurch entsteht ein Text, der „sprachlich geglättet“ und so leichter lesbar ist (vgl. Dresing/Pehl 2015, S. 18).

Einfache Transkriptionsregeln umfassen nach Dresing und Pehl (2015), auch Bezugnehmend auf Kuckartz (2008), beispielsweise folgende Punkte:

Es wird wörtlich, also nicht lautsprachlich oder zusammenfassend transkribiert. Umgangssprache und Dialekte werden dem Hochdeutschen angepasst, sofern dadurch keine Sinnveränderung stattfindet, Wortverschleifungen werden dem Schriftdeutsch angenähert, die Satzstruktur wird aber genau wie gesprochen übernommen (ein ausführlicher Regelkatalog findet sich bei Dresing/Pehl 2015, S. 21 f.).

7.4 Auswertungsmethode

Für die Auswertung wurde eine Qualitative Inhaltsanalyse nach Kuckartz (2014) durchgeführt. Diese Methode eignet sich besonders für das Auswerten von Leitfaden-Interviews.

Die Qualitative Inhaltsanalyse stellt ein regelgeleitetes Verfahren dar, um qualitativ gewonnenes Material auszuwerten und dabei wissenschaftliche Standards zu erfüllen. Die Vorgehensweise ist systematisch und folgt einem festgelegten Regelsystem für die einzelnen Schritte bzw. Phasen. Zentral für die Auswertung sind die Kategorien, die, je

nach Entscheidung, bereits teilweise vorher feststehen (deduktive Kategorienbildung) und am Material direkt weiterentwickelt werden (deduktiv-induktive Kategorienbildung) oder gänzlich aus dem Material heraus gebildet werden (induktive Kategorienbildung). Bei der Qualitativen Inhaltsanalyse wird das gesamte Material klassifiziert und kategorisiert. Sie stellt eine interpretative Form der Auswertung dar (vgl. Kuckartz 2014, S. 39).

Eine Basismethode stellt die inhaltlich strukturierende qualitative Inhaltsanalyse dar. Diese wurde gewählt, da die anderen von Kuckartz dargestellten Möglichkeiten für diese Arbeit nicht zielführend sind (hier soll weder eine Evaluation noch eine Typenbildung vorgenommen werden).

7.5 Ablauf einer inhaltlich strukturierenden Inhaltsanalyse

Im Zentrum der Auswertung steht immer die Forschungsfrage, auf die durch die Auswertung eine Antwort gefunden werden soll. Mit dieser Ausrichtung sieht der Ablauf nach Kuckartz (2014) folgendermaßen aus:

1. Initiierende Textarbeit

Hierbei werden die Texte, in diesem Fall die Interview-Transkripte, zunächst gründlich gelesen. Dabei werden wichtige Textstellen markiert sowie Memos geschrieben. Memos sind Notizen, die Ideen, Gedanken, Vermutungen usw., die beim Lesen auftauchen, festhalten. Optional können Fallzusammenfassungen geschrieben werden (vgl. Kuckartz 2014, S. 79).

2. Entwickeln von thematischen Hauptkategorien

Bei der inhaltlich strukturierenden Inhaltsanalyse dienen Textinhalte, also z. B. Themen und Unterthemen als Auswertungskategorien. Diese Themen kommen häufig schon in der Forschungsfrage oder im Leitfaden vor. Beim Lesen gilt es, Offenheit zu wahren und nicht erwartete, neu auftauchende Themen vorläufig aufzunehmen, bis man im Zuge wachsender analytischer Erfahrung im Prozess entscheiden kann, ob sie nur einzeln auftretende Aspekte oder bedeutsam für die Beantwortung der Forschungsfrage sind (vgl. Kuckartz 2014, S. 79f.).

So entsteht ein Kategoriensystem, welches nach Kuckartz in enger Verbindung zur Fragestellung und den Zielen des Projektes gebildet wird, nicht zu detailliert und nicht zu umfangreich sein soll, eine möglichst genaue Beschreibung der Kategorien enthält, mit Perspektive auf den späteren Bericht formuliert ist und an einer Teilmenge des Materials getestet wurde (vgl. Kuckartz 2014, S. 81). Kuckartz empfiehlt einen Probendurchlauf durch ca. 10–25 % des Materials, um die Anwendbarkeit der Kategorien zu überprüfen (vgl. Kuckartz 2014, S. 80).

3. Erster Codierprozess

Im ersten Codierprozess wird der Text des gesamten bis dahin vorliegenden Materials Zeile für Zeile durchgegangen und Textabschnitte den vorher bestimmten Kategorien zugewiesen. Hier muss jeweils entschieden werden, zu welcher Kategorie eine Sinneinheit gehört. Im Zweifelsfall bzw. wenn in einem Abschnitt mehrere Themen angesprochen werden, darf ein Textabschnitt auch mit mehreren Kategorien codiert werden.

Zu Beginn dieses Schrittes wird festgelegt, wie groß eine Codiereinheit sein soll. Kuckartz schlägt vier einfache Regeln vor, die auch in dieser Arbeit angewendet werden:

- Es werden Sinneinheiten codiert, mindestens jedoch ein vollständiger Satz.
- Wenn die Sinneinheit mehrere Sätze oder Absätze umfasst, werden sie codiert.
- Sofern die Interviewerfrage wichtig für das Verständnis ist, wird sie mitcodiert.
- Die Textstelle muss ohne den sie umgebenden Text für sich allein ausreichend verständlich sein (vgl. Kuckartz 2014, S. 82).

4. Zusammenstellung aller Textstellen mit gleicher Codierung

Alle gleich codierten Textstellen werden übersichtlich zusammengestellt.

5. Induktives Bestimmen von Subkategorien am Material

In dieser Phase werden die übergeordneten Hauptkategorien ausdifferenziert, das heißt, um Unterkategorien erweitert. Dabei soll allerdings sparsam vorgegangen werden, so dass das Kategoriensystem überschaubar bleibt.

Aus der zunächst grob gefassten Hauptkategorie ‚Geschlecht‘ entwickelten sich am Material z. B. die Subkategorien ‚Allein unter Frauen‘, ‚Geschlechtsspezifische Vergemeinschaftung und Gesprächsthemen‘, ‚Skepsis gegenüber aktiver Vaterschaft vonseiten der

Mütter‘, ‚Zuschreibung von Inkompetenz und Belehrung durch Fachkräfte‘, ‚Konfrontation mit veraltetem Männerbild durch Fachkräfte‘, ‚Fehlende männliche Fachkraft‘ und ‚Nichterfüllter Wunsch nach Kontakt und Austausch mit anderen (aktiven) Vätern‘.

6. Zweiter Codierprozess mit dem ausdifferenzierten Kategoriensystem

An dieser Stelle wird nun das gesamte Material erneut durchgegangen, den verfeinerten Kategorien zugewiesen und somit zahlreiche Textstellen umcodiert.

7. Kategorienbasierte Auswertung und Ergebnisdarstellung

Kuckartz stellt sieben verschiedene Formen der Auswertung und der Darstellung vor. Hier wurde eine kategorienbasierte Auswertung entlang der Hauptthemen durchgeführt. Im Darstellungsteil wird expliziert, was zu welchem Thema alles gesagt wurde, dies in sinnvoller Reihenfolge ausgeführt und mit Ankerbeispielen belegt. Weiterhin werden Zusammenhänge zwischen Kategorien, bspw. Geschlecht, „Kultur“/Ethnizität und Habitus/Milieu analysiert (vgl. Kuckartz 2014, S. 94 f.). Verzichtet wurde auf das Erstellen von Kreuztabellen, die Darstellung von Häufigkeiten, Typenbildung etc., da dies m. E. keinen relevanten Erkenntnisgewinn erbracht hätte.

7.6 Kurzportraits der interviewten Väter

Interview 1: Philipp

Philipp ist zum Zeitpunkt des Interviews 29 Jahre alt und Vater eines knapp vierjährigen Sohnes. Er und die Mutter des Kindes lebten bereits vor dessen Geburt getrennt. Zu Beginn wünschte die Mutter keinen Umgang zwischen Vater und Kind, woraufhin Philipp über das Familiengericht und mithilfe eines Mediationsprozesses Umgang mit seinem Sohn erkämpfte. Von ein- bis zwei Tagen in der Woche hat sich die Umgangszeit inzwischen auf bis zu vier Tage pro Woche ausgedehnt, wobei auch Übernachtungen möglich sind. Philipp hat einen Bachelor in Kulturwissenschaft und ist zum Zeitpunkt des Interviews Student im Master. Nebenher arbeitet er als Veranstaltungstechniker. Das EKIZ hat er mit seinem Sohn zwei- oder dreimal besucht.

Interview 2: Thomas

Thomas ist zum Zeitpunkt des Interviews 42 Jahre alt und hat zwei Kinder im Alter von sechs und zwei Jahren. Er lebt in langjähriger Partnerschaft mit der Mutter der Kinder. Vor allem mit dem älteren Sohn hat er das EKIZ regelmäßig und gerne genutzt, mit der jüngeren Tochter seltener. Thomas hat nach dem Abitur keine Ausbildung oder Studium absolviert, sondern selbstständig als Videotechniker und Kameramann in der Veranstaltungsbranche gearbeitet. Seit kurzem arbeitet er an der Staatsoper als Live-Video-Techniker. Seine Partnerin ist gelernte Altenpflegerin und hat seit der Geburt des ersten Kindes beruflich pausiert, jedoch vor kurzem eine neue Stelle angefangen. Thomas war bei beiden Kindern jeweils drei Monate in Elternzeit.

Interview 3: Tim

Tim ist 33 Jahre alt und Vater von zwei Töchtern im Alter von vier und zwei Jahren. Er ist mit der Mutter der Kinder verheiratet, die Familie lebt zusammen. Tim hat einen Bachelor Soziale Arbeit absolviert. Nach vier Semestern im Masterstudiengang entschied er sich gegen dessen Beendigung. Tim arbeitet in Vollzeit als stellvertretende Leitung in einer In-Obhutnahme-Stelle. Bei seiner älteren Tochter war er sieben Monate in Elternzeit (beginnend, als die Tochter sechs Monate alt war) und hat das EKIZ eine zeitlang regelmäßig besucht.

Interview 4: Johannes

Johannes ist 48 Jahre alt und Vater eines dreijährigen Sohnes. Er ist mit der Mutter seines Sohnes verheiratet. Johannes arbeitet als Lehrer an einer Stadtteilschule und ging drei Monate in Elternzeit, als das Kind 12 Monate alt war. Im EKIZ war Johannes nur einmal, gemeinsam mit seiner Frau, als das Kind etwa drei Monate alt war. Die Familie entschied sich gegen eine Nutzung des EKIZ und nahm stattdessen Angebote in der Elternschule wahr. Johannes hält sich allerdings häufiger in den Räumlichkeiten des EKIZ auf, da diese von der Kirchengemeinde mitgenutzt werden und dort Angebote für Kinder stattfinden. Daran nimmt Johannes mit seiner Familie regelmäßig teil.

Interview 5: Paul

Paul ist 29 Jahre alt und Vater einer anderthalbjährigen Tochter. Er lebt mit seiner Partnerin, die auch die Mutter des Kindes ist, zusammen. Paul ist Architekt und ging für vier Monate in Elternzeit, als seine Tochter acht Monate alt war. Im EKIZ war Paul einmal.

Interview 6: Alex

Alex ist 31 Jahre alt und ausgebildeter Schauspieler. Mit seiner Partnerin (ebenfalls Schauspielerin) hat er einen etwa zweieinhalbjährigen Sohn. Er hat in unregelmäßigen Abständen Engagements am Theater in verschiedenen Städten, ab und an beim Film. Daher ist die Familie immer wieder für mehrere Wochen unterwegs. Zwischendurch ist Alex arbeitslos. Dadurch hat er keine offizielle Elternzeit genommen, war aber von Anfang an viel für seinen Sohn da. Das EKIZ besucht er, wenn die Familie in Hamburg ist, regelmäßig mit seinem Sohn, dabei vor allem das Turnangebot.

8 Darstellung der Ergebnisse

Im Folgenden soll dargestellt werden, welche Erkenntnisse in Bezug auf das Bestehen, die Entstehung und Erzeugung sowie den Umgang mit Barrieren empirisch gewonnen werden konnten. Dabei wird sich an der Struktur des Auswertungsleitfadens orientiert, diese wird jedoch nicht 1:1 übernommen.

Vorausgeschickt werden soll, dass von sechs befragten Vätern fünf deutliche Teilnahmebarrieren erfahren hatten. Ein Vater (Thomas) hingegen berichtete von keinerlei Problemen oder Einschränkungen bei der Nutzung des EKIZ. Er beschrieb seinen Zugang als „unkompliziert“ und sich selbst in regem Kontakt und Austausch mit den anderen, fast ausschließlich weiblichen, Nutzer_innen. Im Gegensatz zu anderen Vätern erklärte er, dass es für ihn keinen Unterschied gemacht habe, ob andere Väter im EKIZ anwesend waren oder nicht. Er bevorzugte sogar weibliche Gesprächspartnerinnen, da er über kindbezogene Themen mit ihnen besser sprechen und sich austauschen konnte. Er fühlte

sich im EKIZ rundum wohl und taucht daher in der Ergebnisdarstellung zum Thema Barrieren nur noch am Rande auf.

Zugangsbarrieren sind definiert als Faktoren, die ein Aufsuchen des EKIZ und die Teilnahme am Angebot von vornherein verhindern.

Teilnahmebarrieren sind definiert als Faktoren, die nach erfolgtem Zugang die Teilnahme an Interaktionsprozessen und Angeboten erschweren oder verhindern.

Bei der Durchführung der Interviews ergab sich das bereits beschriebene Problem, dass Personen, die noch nichts vom EKIZ gehört hatten und es daher auch nicht nutzten, nicht zu einem Interview bereit waren. In den erfolgreich durchgeführten Interviews sprechen Väter, die das EKIZ mindestens einmal besucht und daher durchaus erst einmal Zugang gefunden hatten. Direkte Aussagen von Nichtnutzern konnten nicht erhoben werden. In den Interviews stellten die Befragten teilweise Vermutungen in Bezug auf Zugangsbarrieren für (andere) Väter an. Diese ‚indirekten‘ Informationen werden hier mit der gebotenen Vorsicht dennoch kurz aufgeführt, da sich diese Punkte auch in den wissenschaftlichen Diskursen wiederfinden und nicht aus der Luft gegriffen sind.

8.1 (Vermutete) Zugangsbarrieren

8.1.1 Unbekanntheit des Angebots

Drei der Väter sahen als möglichen Grund für das Fernbleiben von Vätern die Unbekanntheit des Angebots, die mit eher wenig bzw. „schlechter“ Werbung zusammenhängt. Auch aus den Anspracheversuchen der Verfasserin wurde deutlich, dass das EKIZ oft nicht bekannt war.

„Ja, ich habe nicht den Eindruck, also gemessen an der Anzahl der Leute, die da sind und gemessen an der Anzahl der Familien, die ich hier im alltäglichen Alltag hier so auf der Straße sehe, würde ich sagen, es wissen einfach nicht alle, dass das da ist, oder die Hälfte hat keinen Bock und die andere Hälfte weiß es nicht. Ich glaube, die Werbung ist nicht besonders gut. Das ist jetzt/ ich habe davon noch nie gelesen irgendwo, jetzt im EKIZ sind Veranstaltungen dann und dann“ (Interview Alex).

„Und vielleicht auch, weil sie es halt nicht erfahren. Also wir hatten jetzt bei Lilo auch tatsächlich noch eine Frau, die wohnt aber auch ein bisschen weiter die ... Straße Richtung ... runter, die hatte da einfach noch nichts von gehört, und der haben wir dann auch gesagt, das ist super, komm da mal vorbei und so, also man muss das halt auch gesteckt kriegen“ #00:14:35-6# (Interview Thomas).

8.1.2 Öffnungszeiten

Das Eltern-Kind-Zentrum, auf das sich alle Väter gleichermaßen beziehen, hat dreimal pro Woche zwischen 10 und 14 Uhr geöffnet. Diese Öffnungszeit am Vormittag/frühen Mittag schließen einen Besuch von Erwerbstätigen mit den üblichen Arbeitszeiten (ca. 9–17 Uhr) von der Nutzung aus. Da die Familienarbeit vor allem im ersten Lebensjahr des Kindes häufig eher traditionell aufgeteilt ist und meistens die Mütter mit dem Kind zuhause bleiben, sind davon eher die Väter betroffen. Von den interviewten Vätern konnten vier Väter das EKiz nutzen, als sie Elternzeit genommen hatten (Thomas, Johannes, Tim, Paul), Philipp konnte sich als Student seine Zeit relativ frei einteilen, ebenso Alex, der zwischen seinen Schauspiel-Engagements häufig arbeitslos ist. Bei den Vätern, die Elternzeit genommen hatten, endete die Nutzung des EKiz oder anderer Angebote am Vormittag mit dem Ende der Elternzeit und dem Wiedereinstieg in den Job. Somit wirken die Öffnungszeiten am Vormittag als Barriere für um diese Zeit berufstätige Väter.

„Also ich habe ein paar Väter, ein, zwei Mal gesehen und dann nie wieder, kann aber auch damit zusammenhängen, dass ihre Elternzeit vorbei war, oder die arbeiten mussten in der Zeit. Ich meine das ist vormittags, also das ist von 11:00 bis 12:00 Uhr ist dann das Kinderturnen und dann ist es nicht die/ es ist ja nicht die optimale Zeit für Leute, die berufstätig sind, so nicht?“ #00:22:49-9# (Interview Alex).

„Ja da auch mit der Ausgliederungszeit da fing auch/ also ich dachte, vier, fünf Monate bin ich da schon hingegangen. Dann mit der Ausgliederungszeit fing ja auch dann irgendwann wieder mein Job an“ #00:25:51-2# (Interview Tim).

8.1.3 Keine aktive Vaterschaft/Mütterliches „Gatekeeping“

Ob überhaupt in Betracht gezogen wird, ein Eltern-Kind-Angebot anzunehmen, hängt auch mit der Frage des Selbstverständnisses als Vater und der konkreten Praxis im Familienalltag zusammen.

„Ja, Arbeit. Desinteresse. Überforderung. Wenn man es nicht – wie ich es schon mal gesagt habe – wenn man das nicht gewöhnt ist, sich um sein Kind zu kümmern, sage ich mal. Also das war ja der Begriff, aber wenn man schon davon gestresst ist, sein Kind anzuziehen, bis zum EKIZ zu bringen und dann da eine Stunde drauf aufzupassen, dass es sich nicht alle spärlichen Zähne, die ihnen schon gewachsen sind, wieder ausschlägt, dann ist das natürlich keine Veranstaltung, zu der man gerne hinget. Also das würde ich schon Überforderung nennen, wenn das einfach zu anstrengend ist. Wenn man schweißgebadet ist, weil man im EKIZ gelandet ist, dann denkt man so, ‚ach Gott, jetzt muss ich ihn wieder ausziehen und später muss ich ihn wieder anziehen, wenn wir hier gehen.‘ Da kriegt man schon das große P, wo man denkt so Panik, ‚ich will das nicht.‘ Ich glaube, das ist eine Gewohnheitsfrage, dass man so/ muss man regelmäßig üben, damit man das überhaupt für beide Seiten entspannt über die Bühne kriegt. Und dann ist das halt auch echt, ja leider immer noch so, dass Männer einfach mehr Geld verdienen als Frauen, ist ja nun mal so“ #01:01:30-0# (Interview Alex).

Auch die Mütter tragen dazu bei, wie die Versorgung der Kinder aufgeteilt wird und lassen teilweise die Väter nicht richtig ‚ran‘:

„Und das hängt auch glaube ich nicht nur mit den Vätern zusammen, sondern auch mit dem Bedürfnis der Mütter. Also das muss man ja auch mal ganz ehrlich sagen, wenn ich nicht meine Freundin immer weggeschubst hätte und gesagt hätte, ‚lass mich mal, Du bleibst liegen, ich bringe den Kleinen wieder ins Bett‘, dann wäre ich auch nicht jetzt hier wo ich bin, so dann hätte ich jetzt auch nicht diesen Stand, also“ #01:02:04-6# (Interview Alex).

8.1.4 Arbeitsteilung/Erwerbsarbeit

Auch die familiäre Arbeitsteilung im Hinblick auf die Versorgung und Betreuung des Säuglings oder Kleinkindes und des Geldverdienens, die häufig vor allem im ersten Lebensjahr traditionell aufgeteilt ist, kann als Grund gelten, dass Väter im EKIZ eher die Ausnahme sind.

„Also ich würde schon sagen, dass bei den meisten Paaren das eben doch noch so ist, irgendwie, dass der Mann als erstes wieder anfängt zu arbeiten, wenn er denn

Elternzeit macht, wobei ich sag mal, die, die wir so kennen, da haben irgendwie alle Elternzeit gemacht, aber dass die einfach nicht so viel mit ihren Kindern im Viertel unterwegs sind. Und deshalb auch weniger da auflaufen“ #00:14:14-9# (Interview Thomas).

„Na ja, einerseits ist die Frauenquote natürlich immer noch höher, was die Kindererziehung angeht, also, oder Elternzeit angeht“ (Interview Paul).

„Das liegt daran, dass den Großteil der Betreuungsarbeit immer noch Frauen übernehmen. Also, ich hab auch Elternzeit genommen, nur ein Vierteljahr, meine Frau ein Jahr, das lag dann aber auch mit dem Stillen und solchen Dingen zusammen, dass halt die Aufgabe der Mann nicht übernehmen kann, das ist das eine (Interview Johannes).

Wenn das erste Lebensjahr des Kindes beendet ist, wird häufig bereits die Eingewöhnung in eine Krippe und die Rückkehr der Mutter in den Beruf angestrebt. Laut Philipp spielt die Mutter im ersten Jahr auch in Bezug auf das Stillen eine größere Rolle als der Vater. Wenn diese intensive Zeit vorbei ist und die ‚Mutter-Kind-Symbiose‘ sich etwas lockert, könnte der Vater mehr übernehmen, zuhause bleiben und das Kind betreuen – jedoch wird häufig eher die Fremdbetreuung in der Krippe gewählt, sodass beide Eltern weiter arbeiten können. Philipps Ansicht nach ist die ausgebaute Kita-Betreuung die größte Konkurrenz für die Eltern-Kind-Zentren.

8.2 Teilnahmebarrieren

8.2.1 EKIZ- Angebot

8.2.1.1 Struktur bzw. zu große Offenheit des Angebots

Das EKIZ-Angebot ist konzeptgemäß niedrighschwellig und ‚offen‘ gestaltet, wobei das Kernstück der offene Treff bildet. Einige der Väter äußerten Schwierigkeiten mit dieser offenen Angebotsstruktur.

Johannes hat das EKIZ einmal für eine halbe Stunde ausprobiert, fand den Aufenthalt im „unstrukturierten“ Gruppenbereich aber eher unangenehm. Er beschreibt das Angebot der Elternschule als ansprechender.

I: „Und an der Elternschule seid ihr dann ja auch bis heute geblieben- was fandest du da ansprechender?“ #00:18:06-5#.

„Ja, dass die Angebote haben. Also, dass sie sagen, halt, heute ist Musik, morgen ist Sport, übermorgen Frühstück für Alleinerziehende oder Menschen mit Migrationsgeschichte, also, da kann man sich ja raussuchen, was man will und wenn man hinkommt, hat man 'ne Kursleitung, die fragt nach dem Namen, es gibt eine Vorstellungsrunde, also die Geschichte, und dann ist man schon eine Gruppe. Da wird die Tür zugemacht, es beginnt, und es hat wieder ein Ende.“ #00:18:46-5#.

I: „Also deutlich mehr Struktur“ #00:18:51-2#.

„Genau, als so ein offenes Kommen und Gehen“ #00:18:50-6# (Interview Johannes).

Tim äußert sich in eine ähnliche Richtung und wünscht sich eine größere Vielfalt an Angeboten:

„Vielleicht andere Angebote. Also, nicht dieses (...) Klassikangebot, ne? Bisschen Singen, bisschen Turnen, was zu Essen und dann gibt es noch die Mutti-Kaffeerunde. Also ich finde, da haben tatsächlich die Elternschulen mittlerweile auch, ne, sind halt breiter aufgestellt, so. Das fehlt dem EKIZ noch so ein bisschen. Ich hatte immer so das Gefühl, jetzt ich gehe da hin, ja, was ich gerade gesagt habe, bisschen bewegen, bisschen singen und was essen und ein Kurangebot mir abholen, für eine Mutter-Kind-Kur. Ja geil. Aber es spricht halt nicht auf Dauer einen an“ (Interview Tim).

In Kapitel 3 wurde bereits dargestellt, dass besser gebildete Eltern in der Familienbildung, besonders auch in den Elternschulen, gerne angeleitete, höherschwellige Angebote annehmen. Die Notwendigkeit einer vorherigen Anmeldung, die damit verbundene (gewünschte) Verbindlichkeit der Teilnahme, das Einnehmen eines Platzes in einer festen Gruppe sowie eine vorgegebene Struktur durch eine Kursleitung stellen für sie keine Teilnahmebarrieren dar, bzw. steigert die Attraktivität. Anders stellt sich dies für sozial benachteiligte Eltern dar, auf die das EKIZ-Angebot mit seiner niedrigschwelligen Struktur zugeschnitten ist.

Wenn von der Einrichtung kein klarer Ablauf vorgegeben wird, liegt es mehr bei den Besucher_innen, den Raum durch Tätigkeiten und soziale Interaktionen zu gestalten und zu beleben. Dies scheint den Vätern im EKIZ aber nicht recht zu gelingen.

Alex beschreibt:

„Ja, die Kinder fühlen sich wohl, die Erwachsenen dümpeln immer so rum, ich weiß auch/ hab des Öfteren schon gedacht, was machen eigentlich diese ganzen Erwachsenen hier, können die nicht alle vor der Tür warten und die Kinder hier

für sich sein lassen. Ist natürlich immer so fragwürdig, mit der Aufsicht. Aber an sich fand ich das immer ein komisches Gefühl, alle kommen, setzen ihre Kinder in die Mitte und ziehen sich so an den Rand zurück. Und wenn dann irgendwie der Rand voller Gespräche und irgendwie Leben wäre, dann fände ich es cool so, aber so, die Kinder spielen und alle beobachten ihre Kinder beim Spielen so, das ist irgendwie/“ #00:41:51-9# (Interview Alex).

Hier wird bereits der Aspekt angesprochen, dass es sich als schwierig darstellt, mit anderen Eltern in Kontakt und Austausch zu kommen. Darauf wird im nächsten Punkt ausführlicher eingegangen. Durch die Kontaktlosigkeit stellt sich bei Alex der Eindruck ein, dass die Erwachsenen im EKIZ eigentlich überflüssig sind und dort für sich keinen „Sinn“ haben:

„Sie haben auch keinen Sinn da, die sind quasi nur die Überbringer des Kindes zu dieser Veranstaltung und dann könnten die auch wieder nach Hause gehen. Das geht aber nicht, wenn die Kinder noch so klein sind und daran nicht gewöhnt.“ (Interview Alex).

Philipp beschreibt Schwierigkeiten mit der Situation einer heterogen zusammengesetzten Besucherschaft, deren Erziehungsvorstellungen und -praxen aufeinandertreffen, sich teilweise gegenseitig widersprechen und dadurch Uneindeutigkeit für die Kinder entsteht:

„Also in einer Kitagruppe ist es halt dadurch, dass halt keine Eltern dabei sind, halt immer eindeutig, wer da grad das Sagen hat und ich glaube, das hat am ehesten gefehlt. Dass es halt einerseits eine Betreuungskraft und die ganzen Eltern gab. Und die Kinder sich halt/ ‚wieso soll ich mir jetzt von irgendeiner anderen Person was sagen lassen, wenn da meine Mutter, da mein Vater sitzt‘, so. Und es dann halt zwanzig verschiedene pädagogische Konzepte bei den Eltern gab, die halt alle irgendwie umgesetzt wurden und wenn dann eben ein anderes Kind direkt vor mir was gemacht hat, hab ich mich meinen Idealen entsprechend verhalten, was dann natürlich auch bei dem Kind für Verwirrung gesorgt hat, weil das kennt jetzt halt meinen Umgang nicht und so weiter. also, ich würde es nicht unbedingt an der fehlenden Kompetenz einer Betreuungskraft festmachen sondern eher an der Überrepräsentation von Eltern (lachend), also einfach zu viele Eltern, das ist einfach zu viel Salz in der Suppe, das ist dann nicht gut, also, pff, hab ich als irgendwie nicht so förderlich für die ganzen Kinder dann empfunden, weil einfach immer wieder neue Konzepte und immer wieder neue (..). Also immer wieder so eine Umgewöhnung (..)“ #00:22:31-1# (Interview Philipp, Passage gekürzt).

Dieses Zitat kann so verstanden werden, dass die ‚Offenheit‘ der EKIZ-Zusammenkunft soweit geht, dass es keine für Philipp erkennbaren Gruppenregeln gibt, die ein gewisses Maß an Orientierung für alle Eltern und Kinder bieten. Weiterhin gibt es keinen Austausch und keine Verständigung über die „zwanzig verschiedenen pädagogischen Kon-

zepte“, sodass jede_r ‚vor sich hin erzieht‘, was Philipp für die Kinder verwirrend und „nicht förderlich“ findet. Er benennt diese Situation sogar als einen Hauptgrund, das EKIZ nicht mehr zu besuchen.

„Was war (...) die Hauptgründe nicht mehr wiederzukommen waren eigentlich die unterschiedlichen Erziehungs- und pädagogischen Ideen hinter den Eltern und auch den Betreuungspersonen da, das halt da ein ganz anderer Umgang herrschte, den ich halt (...) nicht so gut, also nicht so positiv empfunden hab. Ja, irgendwie so ähnlich“ #00:14:20-4# (Interview Philipp).

8.2.1.2 Unzufriedenheit mit Fachkräften

Daran schließt sich eine Kritik Philipps an den Fachkräften an, die er als unqualifiziert wahrnimmt und deren pädagogisches Handeln er als „nicht adäquat“ einstuft. Er beschreibt die Situation, dass sein damals einjähriger Sohn von einem anderen, älteren Kind „gepiesackt“ wurde, das auch andere Kinder malträtiert hatte.

„Und das war ganz häufig so und da sind auch (...) nicht (unv.)/ meiner Meinung nach nicht adäquat darauf eingegangen wurde, so“ #00:04:34-7# (Interview Philipp).

Auf die Frage, von wem nicht darauf eingegangen wurde:

„Von niemandem (lachend) Also“, #00:04:38-6# „Mutter nicht, Betreuungsperson nicht, wie auch immer und auch halt nicht von den dortigen Leuten. So war das halt ärgerlich, dem eignen Sohn irgendwie beim Krabbeln zuzugucken während da die ganze Zeit an den Füßen gezogen wird dass er nicht vorwärts kommt so (...)“ #00:05:04-1# (Interview Philipp).

Hier lässt sich die Erwartung an die Fachkräfte herauslesen, einen klareren Rahmen abzustecken und für die Sicherheit und das Wohlbefinden aller EKIZ-Besucher_innen sowie ein angenehmes Miteinander Sorge zu tragen.

Weiterhin zweifelt er die fachliche Kompetenz der Fachkräfte an:

„Und dann wär's halt schön gewesen, wenn es halt, ähnlich wie in einer Kita, qualifizierte Fachkräfte da sind“ #00:18:41-0# (Interview Philipp).

„Und wenn ich das nicht beurteilen kann, also wenn man halt nicht merkt, ob das jetzt eine qualifizierte Fachkraft ist oder ob das jetzt grade jemand ist, der aus, aus einer HartzIV- Situation da reingesteckt wurde, aaaaah, finde ich das immer ein bisschen kritisch und man will dann ja auch nicht fragen, ‚sag mal, haben Sie das eigentlich gelernt?‘, weil das ja immer erstmal beleidigend ist, dass die ihren Job nicht richtig machen würden. Ich versteh auch zu wenig davon, vielleicht ist das irgendwie ein Modell was ich einfach nicht kenne und so, deswegen wollte ich da

dann auch nicht auf die Füße treten, aber (...) Es war jetzt nicht unbedingt der Eindruck ‚Ha, die haben’s aber voll drauf!‘ Sondern ‚okay, kann man vielleicht so machen, hätte ich jetzt nie so gemacht ... okay‘“ #00:19:36-4# (Interview Philipp).

Für Philipp ist die angetroffene Fachkraft nicht klar als solche erkennbar, und das stört ihn und weckt bei ihm Assoziationen von Inkompetenz.

Hier ist anzumerken, dass dieser Eindruck von den anderen Vätern nicht geteilt wurde. Auch scheinen pädagogische Umgangsweisen der Fachkräfte, für die Philipp leider kein Beispiel mehr nennen konnte, sich von seinen pädagogischen Ideen zu unterscheiden und von ihm nicht als gut befunden zu werden.

8.2.1.3 Nicht-Passung Angebot/Lebensphase des Kindes

Das EKIZ-Angebot richtet sich an Eltern mit Kindern ab dem Säuglingsalter bis drei bzw. sechs Jahren. Johannes findet, dass die Einrichtung aber nicht für alle Altersgruppen passend ist und zum Zeitpunkt des Besuchs sein Kind noch zu klein war, um davon zu profitieren.

„Und ich war dann auch mal da mit meiner Frau und dem Kind, und da waren wir ne halbe Stunde, und unser Sohn war da noch zu klein, um halt mit den anderen, größeren Kindern zu interagieren. Ja, da, ich hatte, ja, ich hab ja auch andere Bedürfnisse gehabt damals. Heute würde ich das sicherlich machen, jetzt ist unser Sohn drei, er kann kommunizieren, der kann seine Bedürfnisse kundtun, der kann angesprochen werden, kann darauf reagieren, wenn er angesprochen wird, und dann kann er auf dem Schoß sitzen und würde ein Brötchen essen und wenn einer sagt, komm ich zeig dir was, würde er vielleicht da hin gehen und so. Und da war unser Sohn ein halbes Jahr oder ein viertel Jahr alt, das war so ein Würmchen, das musste man so im Arm tragen, und da wollten wir lieber aufm Teppich sitzen, auf diesen weißen Polstern, also da wollten wir uns noch gar nicht irgendwo an den Tisch setzen“ #00:24:28-9# (Interview Johannes).

„Vielleicht wäre auch die Altersangabe in Bezug auf die Kinder noch interessant, zum Beispiel für Kinder von null bis ein Jahr oder so, weil die Bedürfnisse ändern sich ja auch, also wie ich schon sagte, ein halbjähriges Kind, das liegt meist oder will krabbeln, da will man dann nicht in dieser Küche sitzen, ich glaub da ist Fliesenboden“ (Interview Johannes).

Alex nutzt bestimmte Angebote des EKIZ nicht, weil sie nicht zum familiären Ablauf oder zum persönlichen Geschmack passen:

„Zum Singen sind wir nicht gegangen, weil wir nicht so auf Singen abfahren und weil wir den Kleinen noch zu klein dafür finden“ (Interview Alex).

„Und seit ich dieses Jahr wieder hingegangen bin, sind wir auch mal danach, vorher ist ja oftmals Frühstück, da war ich nie, das ist mir zu früh, weil der Kleine so lang schläft“ (Interview Alex).

8.2.1.4 Kein Bedarf

Paul hat das EKIZ nach seinem ersten Besuch nicht wieder genutzt. Ein Grund dafür ist, dass er seinen Bedarf an sozialen Kontakten auch außerhalb einer Einrichtung gut decken kann:

„Und das andere, halt, ich hab noch keinen Grund gesehen, da wieder hinzugehen, weil ich genug Leute in meinem Umfeld habe, mit denen ich dann halt mal so treffen kann oder mich dann seitdem auch getroffen habe. Irgendwie hab ich jetzt noch keinen Anlass gehabt“ (Interview Paul).

8.2.2 Schwierigkeiten bei Kontakt und Interaktion

Bei fünf von sechs Interviews zeigt sich als dominante Teilnahmebarriere, dass es schwierig bis unmöglich war, mit anderen EKIZ-Nutzer_innen in Kontakt zu kommen. Die Väter beschreiben, dass sich oftmals keine Gespräche ergeben hätten und sie mit ihrem Kind allein blieben. Dies beziehen sie einerseits auf den Kontakt mit den Fachkräften, andererseits auf den Kontakt mit den anderen Nutzer_innen.

Alex beschreibt die Situation wie folgt:

„Das allererste, was ich dachte war, dass es super unpersönlich ist und keiner sagt so, ‚hey, Morgen, wer bist Du, Du bist ja neu hier, Dich habe ich ja noch nie gesehen‘, so“ (Interview Alex).

„Es ist so ein anonymer/ ich könnte da auch, ohne mich vorzustellen, hingehen, den Kleinen einen Stunde bespaßen, dann hinterher für zwei Euro noch Mittagessen und dann wieder gehen, ohne mit irgendjemanden geredet zu haben“ #00:10:04-6# (Interview Alex).

Alex beschreibt diesen kontaktlosen Zustand, den er wahrnimmt, für alle Bereiche des EKIZ, konkret Turnhalle, Spielraum, Esszimmer.

„Am spannendsten fand ich, dass es die Situation auch in der Essenssituation nicht auflockert so, wo man dann denkt, okay, alle Kinder sitzen am Tisch und man sitzt irgendwie gemeinsam am Tisch. Und dann gibt es ja auch noch ein schönes Ritual, jetzt wird der Gong geschlagen und dann fangen wir an zu essen so. Und dass man dann so wie eine große Familie so mal ins Gespräch kommen würde, das/ den Eindruck hatte ich eigentlich nicht so. Da sind dann alle Kinder/ alle Mütter dann

mit ihren Kindern beschäftigt. Dass man da irgendwie ins Gespräch kommt, das war auch nicht der Fall so, das ist jetzt nicht so eine offene, herzliche, ‚komm wir unterhalten uns alle‘ Runde“ (Interview Alex).

Und in Bezug auf den Spielraum, den Alex' Sohn sehr gerne mochte:

„Aber auch da ist dann nicht der eine Vater, setzt sich in die Mitte und liest mal ein Buch vor und drei Kinder sitzen drumherum, sondern jeder ist so für sich immer noch“ (Interview Alex).

Tim, der das EKIZ mit seiner Tochter längere Zeit regelmäßig besucht hat, beschreibt ein anhaltendes Fremdheitsgefühl:

„Man kriegt ja irgendwann so ein Gefühl, wenn man zu verschiedenen Sachen geht und man auch regelmäßig hingeh, zum Beispiel, man geht regelmäßig zum Sport, das hat ja auch irgendwann sowas, ja, ich würde das mal Heimisches nennen, ne?“ #00:04:32-5# „Man geht dahin weil man kennt auch irgendwann die Leute und so und das hatte ich zum Beispiel die ganze Zeit gar nicht, das war immer nur so einfach so dieses Durchgehen da zu diesem Chor, also immer nur diese Angebote mitnehmen“ (Interview Tim).

Besonders schwierig scheint sich die Kontaktaufnahme zu gestalten, wenn man das EKIZ alleine und nicht in Begleitung von Bekannten aufsucht, bzw. in der vorgefundenen Besucherschaft niemanden kennt.

„Und ich hatte so den Eindruck, dass nur die Leute, die da richtig regelmäßig hingehen und sich alle untereinander schon kennen, haben dann Kontakt miteinander und wer da neu reinkommt, steht so ein bisschen außen vor. Und das Schöne war, dass wir natürlich am Anfang mit Leuten hingegangen sind, die wir kannten und dann war es irgendwie, dann ist mal da zusammen und guckt den Kindern beim Spielen zu“ #00:07:24-8#“ (Interview Alex).

Alleine im EKIZ fühlt Alex sich nicht besonders wohl:

„Ja, das sind/ und ich muss da auch von mir sagen, ich habe dann auch/ dann bin ich auch eher froh, wenn ich wieder weg bin so. So bevor ich das jetzt irgendwie aushalte, dass hier keiner mit mir redet, oder man nicht das Gefühl hat, man kommt irgendwie ins Gespräch.“ (Interview Alex)

Wer bereits Kontakte im EKIZ hat, kann darüber den Bekanntenkreis noch ausweiten:

„Also ich muss tatsächlich sagen, das hat sich jetzt auch ein bisschen gewandelt. Als wir da waren, waren auch relativ viele, oder vielleicht nicht viele, aber bestimmt drei, vier, die auch regelmäßig dahin kamen, die wir so vom Sehen kannten, und dadurch kam man auch mit den anderen Müttern, mit denen man vielleicht jetzt nicht mehr so schnell in Kontakt kommt, auch in Kontakt“ (Interview Thomas).

Wenn man das EKIZ aber als Einzelner betritt, wirkt die angetroffene Gruppe eher geschlossen, nicht zugänglich und offen für Neue.

„Da fällt mir spontan so’ne geschlossene Gesellschaft, oder so Cliques ein. Also das Gefühl hatte ich. Ich komm da rein, und da sitzen so Cliques“ #00:08:26-1# (Interview Johannes).

8.2.2.1 Fehlende Einbindung durch die Fachkräfte

In Bezug auf die Fachkräfte wird deutlich, dass es die Teilnahme für die Väter erschwert, wenn vonseiten der Pädagoginnen kein offensives Willkommenheißen und ‚Hereinholen‘ geschieht:

„Und der ist/ hat/ beim ersten Mal war das halt jemand anderes und die war krank und da war halt so ein null, so null Kontakt mit irgendwelchen, die das da veranstalten. Und man kommt rein und es ist so ‚hä, ist hier irgendjemand, redet irgendjemand mit mir‘, nein. Man folgt einfach der Masse und ist dann auch auf sich allein gestellt so ziemlich mit seinem Kind“ #00:06:42-9# (Interview Alex).

„Also ich fand das ja schön, dass irgendwann die Frau, die das da anleitet, irgendwann mal gesagt hat so: ‚Hallo, ja und ich bin die und die und wer bist Du‘, oder, ‚ach, das ist Dein Sohn, ach ja, die Mutter kenne ich schon und das ist schön, dass Du da bist und komm doch wieder und mache Werbung und komme bitte auch jede Woche, weil das lohnt sich und je mehr desto besser‘, und so“ #00:14:06-5#.

I: „Also das willkommen heißen, oder?“ #00:14:08-8#.

„Ja, ja, aber das ist halt irgendwo erst, da war ich schon drei, vier Mal da, bevor das stattgefunden hat“ #00:14:17-0# (Interview Alex).

Alex war also bereits mehrere Male im EKIZ, ohne Anschluss gefunden oder mit jemandem gesprochen zu haben, bis dann eine Fachkraft zu ihm Kontakt aufnahm. Es kann vermutet werden, dass einige Väter nicht bis zu diesem Punkt ‚durchhalten‘ und bereits nach der ersten EKIZ-Erfahrung der Einrichtung eher den Rücken kehren. Dies bestätigt sich im Fall von Johannes, der die Kontaktlosigkeit und Unverbundenheit so stark wahrnahm, dass er das EKIZ nicht mehr besuchte. Auch er vermisst eine einladende oder auch vermittelnde Einbindung durch die Fachkräfte, die einerseits keine Kontakte zwischen ‚Alten‘ und ‚Neuen‘ herstellte, andererseits aber auch nicht ins EKIZ willkommenieß:

„Also vielleicht bräuchte es da einen Moderator oder eine Moderatorin, die sagt, ach, ihr seid neu, kommt mal rein. Oder so, das läuft da irgendwie so frei. Dann saßen da irgendwie auch so Familien ohne Kinder, die machen ja glaub ich auch

Flüchtlingshilfe oder, oder Frühstück für Menschen mit Migrationsgeschichte oder so, die saßen da, die waren auch zugewandt und freundlich, aber es ist jetzt nicht so, dass sie sagen, ach, ihr seid neu oder so. Es ist alles so offen, man kann da rein, man wird freundlich empfangen, aber dann muss man wahrscheinlich einen längeren Atem haben“ #00:05:11-7# (Interview Johannes).

Hier ist kurz anzumerken, dass Johannes das offene EKIZ-Frühstück, an dem er auch hätte teilnehmen können, als „Frühstück für Menschen mit Migrationsgeschichte“ interpretiert und daraus folgert, es richte sich nicht an ihn. Er wünscht sich, in die Abläufe und Organisation des EKIZ eingewiesen und in seinen Bedarfen wahrgenommen zu werden:

„Aber dass da irgendwie eine Person wäre, die sagt ‚kommt rein, hier ist die Möglichkeit, da könnt ihr sitzen, da könnt ihr spielen, ich sehe, ihr habt ein drei Monate altes Kind, musst du irgendwann stillen, dann machst du das vielleicht da, willst du wickeln, dann ist es da‘- so“ #00:07:57-8# (Interview Johannes).

8.2.2.2 Geringe Besucherzahlen und Fluktuation

Einige der Väter beschreiben, dass das Kontakteknüpfen im EKIZ durch eine geringe Anzahl anderer Besucher_innen erschwert wurde, da dadurch keine große Auswahl an Personen bestand.

„Ich habe mir sagen lassen, ich war immer zu Tagen da, wo es extrem leer war. Und ich würde sagen, das Maximum waren so sechs, sieben Mütter so“ (Interview Alex).

„Und ich glaube, wenn mehr Leute da wären, dann könnte man auch mehr Kontakte aufnehmen. Dann könnte man ja auch aussortieren so, mit dem habe ich keinen Bock zu reden, der ist irgendwie Versicherungsvertreter. Und den finde ich irgendwie sympathisch, mit dem könnte ich auch mal ein Bier trinken oder so auf dem Spielplatz“ #00:44:36-0# (Interview Alex).

„Ja, und dann waren wir in dem Fall kurz oben in der Turnhalle, da waren wir aber tatsächlich auch nur zu dritt. Also da war noch 'ne andere Mutter mit Kind und, gut, mit meiner Tochter konnte ich da auch nicht so viel anfangen, weil die da grade krabbeln konnte, deswegen, sind wir so ein bisschen auf Matten rumgerutscht und das war's dann auch. Aber es war halt sehr wenig los in dem Moment, also das war schon auffällig. Dafür, dass es eigentlich eine ganz schöne Einrichtung ist, mit der Halle und den ganzen Geräten da“ (Interview Paul).

Allerdings kann festgestellt werden, dass die Anzahl der anwesenden Besucher_innen nicht unbedingt eine entscheidende Rolle dafür spielt, ob Kontakte zustande kommen

oder nicht. Tim erinnert sich, dass „20 bis 30 Leute“ im Raum waren- und er trotzdem kein Gespräch geführt hat.

Als einen Grund für die Schwierigkeit, Kontakte zu knüpfen, vermutet Alex, dass es nötig sein könnte, sehr regelmäßig ins EKIZ zu kommen und so im Gedächtnis zu bleiben. Bei einem offenen Angebot wie dem EKIZ schwanken die Besucherzahlen und verändert sich die Zusammensetzung der Besucherschaft immer wieder. Alex kann sich vorstellen, dass man erst durch häufige Teilnahme zur ‚Stammkundschaft‘ gezählt wird, mit der sich der Kontakt lohnt:

„Vielleicht ist es auch ein Ding von Regelmäßigkeit, wenn man dreimal die Woche da hin geht, dann kommt man in Kontakt mit den Leuten und dann sehen die, der kommt regelmäßig. Wenn man immer nur freitags kommt, dann ist man vielleicht auch der Typ, der immer nur freitags kommt, warum soll ich mit dem reden?“ #00:49:29-7# (Interview Alex).

8.2.2.3 Nichterfüllter Wunsch nach Kontakten im Stadtviertel

Einige der Väter äußerten den Wunsch, über das EKIZ Kontakte im Stadtviertel zu knüpfen; dies gelang aber nicht recht.

„So ein richtiges Kennenlernen und dass man mal so viertelinterne Connections knüpft, das hatte ich/ den Eindruck hatte ich da nicht so“ #00:08:23-7# (Interview Alex).

„Wenn die Erwachsenen sich so sehr drängen, dass sie nicht mehr sich aus dem Weg gehen können, dann kommt vielleicht auch mehr Kontakt untereinander zustande. Also ich finde das eigentlich eine total schöne Sache, wenn die Eltern im Viertel, also ich meine, das wäre ja auch ein überschaubarer Rahmen so. Man trifft ja die Hälfte der Leute, die man im EKIZ trifft, trifft man ja auf der Straße auch wieder, da könnte man ja auch anfangen, sich zu grüßen und irgendwie auf dem Spielplatz irgendwie zu schnacken so“ #00:43:44-5# (Interview Alex).

„Könnte man. Passiert in der Regel nicht. Ich habe das einmal erlebt, die eine Mutti, die da war, die hat meine Freundin dann wieder erkannt auf dem Markt und hat gesagt: ‚Hey, wann kommt ihr denn mal wieder?‘ Und dann habe ich die mal im EKIZ getroffen und war schon wieder so: ‚Hallo.‘ ‚Hallo.‘ Okay, das war es dann auch schon. Vielleicht tauscht man schnell mal noch den Namen aus, aber das war es dann auch“ (Interview Alex).

Johannes hätte sich ebenfalls Anschluss im Viertel gewünscht:

„Und soziale Kontakte. Das merkt man dann, dass man ja sonst nichts erlebt. Grade wenn das Kind unter einem Jahr ist, dann ist der Radius ja sehr eng, und ich bin jetzt auch nicht jemand, der dann halt morgens mit dem Kinderwagen in

die Innenstadt fahre und dann shoppen gehe, da steht mir nicht der Sinn nach. Also, zu Budni und zurück, da hab ich schon Stress gehabt, die Zeiten abzapfen. Wann ein Kind was braucht, das weiß man ja“ #00:17:40-4# (Interview Johannes).

Auch Paul hat Anschluss gesucht, ihn aber im EKIZ nicht gefunden.

Dabei ist der Wunsch nach Austausch, vor allem auch mit anderen aktiven Vätern, bei vielen Vätern sehr groß. Johannes erzählt, dass er von einem Kollegen vom Väterbund gehört hatte und dort gerne an Angeboten für Väter teilgenommen hätte. Dies scheiterte allerdings daran, dass der Väterbund seine Räumlichkeiten in einem weit entfernten Stadtteil unterhält und dies für Johannes mit dem kleinen Sohn zuviel Aufwand bedeutete.

Dadurch, dass die Väter im EKIZ nicht mit anderen Eltern in Kontakt kommen, resultiert, dass sie wenig persönlichen Nutzen aus dem Besuchen der Einrichtung ziehen können. Zwar fühlen sich die Kinder im EKIZ wohl und haben Spaß beim Turnen, Bobbycarfahren, Singen oder Spielen, die Väter selbst profitieren jedoch weniger, was ihre Motivation, weiterhin ins EKIZ zu kommen, teilweise dämpft.

„Und wenn ich da alleine war, fand ich es eigentlich immer ein komisches Gefühl von ich gehe hier sowieso nur wegen meinem Kleinen hin, damit er irgendwie den Spaß hat, aber für mich, mir gibt es hier überhaupt nichts so“ #00:07:39-7# (Interview Alex).

„Wie gesagt, ich war halt auch nur zwei, dreimal da, deswegen (...) (murmeln) Es war jetzt keine Erleichterung der Umgangszeit so, da hätte ich dann auch einfach auf den Spielplatz gehen können und das wär halt das Gleiche nur mit Regen gewesen“ #00:07:39-1# (Interview Philipp).

Bei den bisher dargestellten Aspekten könnte gemutmaßt werden, dass sie von allein das EKIZ aufsuchenden Frauen bzw. Müttern ähnlich erfahren werden können, da auch diese sich in der Situation wiederfinden können, als ‚Neue‘ Zugang in eine scheinbar gefestigte Gruppe finden zu müssen. Jedoch stehen die Erfahrungen der Väter im EKIZ stark im Zusammenhang mit ihrem männlichen Geschlecht, sodass sich die erfahrenen Teilnahmebarrieren noch einmal anders darstellen als für eine Frau.

Im folgenden sollen Ergebnisse aus den Interviews dargestellt werden, die sich auf die Auswertungskategorien Geschlecht, ‚Kultur‘/Ethnizität und Habitus/Milieu beziehen und die genauer ausleuchten, wie es zu den Interaktionsschwierigkeiten der Väter kommt und was ihnen zugrunde liegen könnte. Der aus der Soziologie und

Geschlechterforschung bekannte Dreiklang der Differenzlinien ‚Race/Class/Gender‘, der bei der Analyse sozialer Benachteiligung meist eine zentrale Rolle spielt, wird auch bei den Prozessen von Distinktion, Abgrenzung und Ausschluss im EKIZ relevant. Dazu ist anzumerken, dass je nach Interviewpartner mal die eine, mal die andere Differenzlinie stärker betont wird, sich Differenzlinien überschneiden oder parallel geführt werden. Zu Analyse Zwecken werden die drei Kategorien zunächst auseinandergezogen und einzeln beleuchtet, ihre Verschränkungen stets im Hinterkopf behaltend. Ihre Zusammenführung wird dann im Diskussionsteil bewerkstelligt.

8.2.3 Geschlecht

8.2.3.1 Allein unter Frauen

Alle befragten Väter thematisierten, dass sie sich im EKIZ einer Besucherschaft gegenüberübersahen, die mehrheitlich aus Frauen, bzw. Müttern bestand und sie als Väter deutlich in der Unterzahl waren. Manche Väter waren als einziger Mann anwesend, andere berichteten von „zwei, drei anderen“, die im „Rotationsprinzip“ im EKIZ gewesen wären.

„Und so bin ich dann auch irgendwann mal mitgegangen, also I. (die Partnerin) war dann erstmal eine Zeitlang alleine hier und dann bin ich dazugekommen und dann hat sie gesagt, ‚komm doch mal mit‘, und dann, ja bin ich der Hahn im Korb und da/“ #00:02:45-2# (Interview Alex).

Generell fällt mir ein, dass ich heute nicht im EKIZ war, aber an der Elternschule, und da war ich der einzige Vater. Musik für Kinder. So. Also da ist man als (.) betreuende Väter gibt's nicht viele, und wenn sie dann da sind, sind sie die Minderheit. Das fällt mir ein, und das wird beim EKIZ wahrscheinlich genauso sein“ #00:01:42-1# (Interview Johannes).

I: „Also sie (die Partnerin) sagte, es gibt auch ein paar Väter, du könntest da auch hingehen“ #00:02:58-9#.

„Genau. Aber es ist schon eher die Ausnahme, hat sich dann rausgestellt (lachend)“ #00:03:00-0# (Interview Thomas).

„Jaaa, als ich in den Raum kam, wo es das Frühstück gab, da saßen halt schon alle am Tisch, nur Frauen, viele türkische Frauen mit ihren Kindern oder auch ohne Kinder, genau. War ich so ein bisschen ... also, kenn ich, dass es viele Frauen sind, also wenn man irgendwohin kommt mit Kindern sind natürlich öfter mal Frauen da, und ja/ aber ich hab mich doch eigentlich so ganz wohl gefühlt“ (Interview Paul).

In den Gesprächen wurde deutlich, dass es die meisten Väter nicht unproblematisch oder zumindest seltsam fanden, sich als Männer in einem reinen ‚Frauenraum‘ aufzuhalten. Der nachgeschobene Satz von Paul, er habe sich dann aber doch ganz wohl gefühlt, wird im Verlauf des Interviews durch seinen weiteren Bericht eher entkräftet.

„Aber dann hatte sich das dann irgendwann auch alles wieder aufgelockert und dann war’s auch nett und die Leiterin da, hat auch gleich gesagt ‚herzlich willkommen, komm rein, frühstücke‘, aber irgendwie war’s so ein bisschen befremdlich, na ja, weil ich der einzige Mann war“ (Interview Paul).

Auch Philipp äußert sich in ähnlicher Weise:

„Und (.) hab ich mir das mit dem Kleinen dann mal angeguckt. Und der Kleine war schon irgendwie ein, zweimal da, deswegen war das für ihn jetzt irgendwie nicht so komisch. Aber, ja. (.) ja“ #00:02:02-1#.

I: „Für wen war es komisch?(lachend)“ #00:02:06-0#.

„Ja, für mich.“ #00:02:08-6# „Ja, weil ich glaube ich war einer von zwei Vätern, was ja auch relativ normal ist, immer noch bei Elternabenden bin ich einer, bin ich der einzige Vater“ #00:02:14-9# (Interview Philipp).

Die Väter bewegen sich mit ihren kleinen Kindern in Bereichen, die traditionell weiblich besetzt sind und in denen männliche Präsenz trotz eines gesellschaftlichen Wandels von Vaterschaftskonzepten noch die Ausnahme darstellt. Dies ist den Vätern auch bewusst und sie arrangieren sich mit ihrer Rolle, dennoch bleibt ein gewisses Unwohlsein, möglicherweise auch eine gewisse Unsicherheit bestehen.

Obwohl es ihm selbst so nicht ergeht, vermutet Thomas dies bei anderen Vätern:

„Ja, weiß ich nicht, vielleicht sich allgemein unsicher fühlen irgendwie mit so vielen Frauen und zu denken, ich hab jetzt hier irgendwie kein Thema oder so“ #00:18:07-3# (Interview Thomas).

Paul beschreibt unangenehme Gefühle, die er als Mann unter lauter Frauen im EKIZ erlebt, und bei denen er vermutet, dass es anderen Vätern ähnlich ergehen könnte:

„Ich hatte schon mal vom EKIZ gehört, wusste aber nicht so genau, was das Angebot ist, und ja, vielleicht waren manche einmal da und haben was Ähnliches gefühlt, wie ich es gefühlt habe, so, das kann natürlich mal sein. (...) Klar, wenn man das so hört, klingt es ja erstmal ganz nett, also gemeinsam frühstücken und danach turnen, also von dem her haben das einige vielleicht einmal besucht und dann halt erstmal nicht mehr, weil sie sich ähnlich gefühlt haben wie ich „ #00:14:58-8# (Interview Paul).

8.2.3.2 Geschlechtsspezifische Vergemeinschaftung und Gesprächsthemen

Einige der Väter beschreiben unterschiedliche Vergemeinschaftungsweisen von Männern und Frauen, also unterschiedliche Arten und Weisen, miteinander in Kontakt zu sein und zu kommunizieren. Da kaum andere Väter anwesend waren, musste die als „männlich“ beschriebene Art des In-Kontakt-Tretens unterbleiben und konnte nicht stattfinden. Johannes beschreibt, warum Männer sich gern mit anderen Männern unterhalten:

„Ja, weil wir als Väter ja, wie die Frauen auch, gleiche Gesprächsthemen haben. Auf der Arbeit steh ich auch mit den jungen Vätern zusammen und wir haben ein Thema, und die jungen Mütter schütteln mit dem Kopf und sagen, ‚ja, ihr Männer!‘ oder so. Also, es gibt schon spezif- also, als Mann betrachtet man Kinder großziehen (..) beschreibt man gleich, aber man lebt es vielleicht auch ein bisschen anders. Man macht vielleicht andere Dinge. Ich sammel Hundekotbeutel, um da eine Windel reinzutun, meine Frau findet das doof (lachend) So, da fängt’s an. Ich, wir Männer reden nicht über Mastitis oder sowas, weil wir eben nicht stillen, und gehen vielleicht auch ein bisschen technisch mit der Sache um, also überlegen uns, wie temperiere ich jetzt Wasser vor um nachts eine Flasche zu machen. Ich kaufe Thermometer, gehe da wissenschaftlich-praktisch dran, eine Frau macht das int-, anders. Und das sind so Themen, die wir Väter so haben“ #00:13:38-5# (Interview Johannes).

Gleichzeitig präferieren ‚die Frauen‘ ebenso weibliche Gesprächspartnerinnen:

„Also haben wahrscheinlich Frauen dann doch, so denk ich’s mir, dann so eigene Themen, Mastitis, Stillen, Abstillen, hygienische Fragen, das bereden sie unter sich und nicht mit mir als Mann“ #00:03:16-6# (Interview Johannes).

Johannes beschreibt weibliche Arten der Vergemeinschaftung im EKIZ, die sich auch in Körperpositionen (dichtes Beisammensitzen, einander stark zugewandtes Sitzen) und dem engen Kontakt mit den Kindern ausdrücken:

„Ja, sie sitzen dicht beisammen, sind auf sich fixiert und gehen einer Tätigkeit nach. Im Vorraum oder im Küchenbereich frühstücken sie, und reden, oder im Spielbereich sitzen sich die Mütter gegenüber und halten ihre Kinder zwischen den Beinen, wie man das von halbjährigen Kindern so kennt, und sind mit sich beschäftigt und den Kindern“ #00:09:05-8# (Interview Johannes).

Für Johannes entsteht dadurch der Eindruck einer gewissen Geschlossenheit, da alle Frauen mit sich, ihren Kindern oder bestimmten Tätigkeiten beschäftigt sind.

Alex vermutet, dass der Hauptgrund, warum er Schwierigkeiten hat, im EKIZ Leute kennenzulernen, darin liegt, dass er ein Mann unter lauter Frauen ist, die eher unter sich bleiben und sich auch selbst genügen:

„Das ist zum einen/ ich glaube, das liegt hauptsächlich daran, dass ich da als Kerl war, das andere waren alles Mütter. Und dann ist man ja, weiß ich auch nicht warum, die sind dann beschäftigt mit den Kindern und dann kennen sie irgendjemanden, mit dem fangen sie an zu schnacken und da steht halt dieser Typ in der Ecke und läuft mit seinem süßen Zwerg da durch die Gegend, aber sonst“ (Interview Alex).

Tim beschreibt eine gewisse Vertrautheit im Umgang mit anderen Vätern aufgrund eines ähnlichen, männlichen Habitus in einem „fremden Raum“, der gemeinsame Gesprächsthemen vermuten lässt:

„Aber es ja, es ist natürlich so, dass es da (...) wenn ich jetzt diese Väter nehme, also ich nehme jetzt mal die Mütter der Kinder raus einfach, weil ich glaube, das ist nochmal eine andere Geschichte. Dann war schon, also es war auf jeden Fall ein vertrauter Habitus in so einem fremden Raum immer da, also so, man wusste, thematisch man kann mit denen reden, man hatte irgendwas (...), man konnte auch mal über Arbeit reden, das ist mir ja auch, ne?“ #00:23:26-5# (Interview Tim).

Alex thematisiert, dass es für Väter durchaus abschreckend wirken kann, sich als einziger Mann in einem rein weiblich besetzten Raum zu bewegen:

„Ich bin das gewöhnt, unter lauter Frauen zu sein und ich mag Frauen. Aber ich kann mir das auch vorstellen, dass das abschreckt so“ #00:20:31-9# (Interview Alex).

8.2.3.3 Nichterfüllter Wunsch nach Austausch mit anderen aktiven Vätern

Bei einigen Vätern klang durch, dass sie sich Kontakt und Austausch mit anderen aktiven Vätern wünschen und sich dies im EKiz aufgrund ‚Vätermangels‘ nicht erfüllen konnte. Alex beschreibt, was für ihn den Unterschied bzw. die besondere Qualität eines Austauschs unter Vätern ausmacht:

„Es fängt an, Du hast ja andere Probleme als Mann, Du hast ja nicht immer diesen Bonus, Du bist die/ die Mutter hat immer den Vorteil, dass sie die Mutter ist, so. Da kommst Du auch, auch wenn Du super viel mit dem Kind zusammen bist, ist die Mutter, hat immer noch einen anderen Stand so. Die hat das Kind ernährt und die hat das Kind irgendwie schon zehn Monate länger irgendwie bei sich gehabt“ #00:29:07-2# (Interview Alex).

Die Mutter-Kind-Beziehung bildet seiner Ansicht nach eine natürliche Dyade, die selbstverständlich besteht und keiner weiteren Legitimation bedarf und die den Vater zunächst außen vor lässt. Alex beschreibt, dass der Vater in der Familiendynamik eine andere Position innehat als die Mutter, die andere Problemstellungen mit sich bringt und am besten von Vätern in der gleichen Position verstanden werden können:

„Oder die Mama wacht viel schneller auf als der Mann und kann auch ein paar Sachen einfach anders, besser ertragen, glaube ich. Sachen, wo ich aus meinem Bekanntenkreis und von mir selber weiß, da kommt irgendwann so eine wahnsinnige Wut auf, so ich kann mein Kind nicht beruhigen. (Zitat aufgrund der Länge gekürzt) Und das ist ein Zustand, den so eine Mutter ja viel seltener hat, glaube ich. Und ich weiß das halt von Gesprächen mit anderen Müttern, wo ich dann über meine Erfahrungen im Umgang mit Kindern, oder mit meinem Sohn geredet habe und eine Mutti mal neulich sagte, ‚kannst Du das mal bitte meinem Mann erzählen?‘ So, dass das völlig normal ist und dass das ein Zustand, mit dem man irgendwie zurechtkommen muss und das auch nicht schlimm ist, wenn man sich dann ganz schlecht fühlt hinterher (Zitat gekürzt) Und das ist glaube ich, da kann man sich gegenseitig helfen als Väter und sagen, ‚das ist total normal, da bist Du nicht alleine mit, das ist nicht Dein Problem, sondern das ist ein allgemeines Problem.‘ Das ist irgendwie was, wo wir im Nachteil sind, sage ich mal, weil bei uns die Hormone nicht so massiv einsetzen, oder die Bindung irgendwie nicht so intensiv ist, oder weiß ich nicht. Das sind glaube ich/ ich glaube das hat einen qualitativen Unterschied, weil das sind auch Sachen, die eine Mutter dann vielleicht nicht nachvollziehen kann. Aber wenn ich das meinem Kumpel, der auch Vater ist erzähle, dann ist das irgendwie eine/ hat das eine andere Qualität so“ #00:31:56-2# (Interview Alex).

Väter könnten sich durch den Austausch und das gegenseitige Verständnis entlasten und sich in ihrer Erziehungsfähigkeit gemeinsam weiterentwickeln. Gleichzeitig könnten auch gemeinsame Erfolge wie beispielsweise ein gelungener Tag mit dem Kind gefeiert werden:

„Ja. Und dann kann ich ja auch mit den anderen Vätern abklatschen und sagen, ja, guter Tag, gut gelaufen so, Kinder glücklich, alles easy, jetzt können wir auch noch einen Fruchttete aufgießen, das können wir ja auch noch“ #00:58:11-4# (Interview Alex).

Auch Johannes wünscht sich Kontakte mit anderen Vätern, konnte das Angebot des Väterbundes aber aufgrund der weiten Fahrtwege nicht annehmen und wurde im EKIZ nicht fündig.

Er und Alex fänden ein Angebot nur für Väter und Kinder im EKIZ ansprechend:

„Für Väter attraktiver? Ich weiß nicht, vielleicht einfach auch speziell Tag für Väter mit Kindern? Sowas, wo man sagt, so mittwochs kommen, oder samstags, ich weiß nicht, Samstag hat der ja gar nicht auf der Laden. Freitags kommen immer nur Väter mit den Kindern“ #00:54:37-3# (Interview Alex).

„Vielleicht ein Angebot extra für Väter, genau, so, Frühstück, gibt's ja auch an der Elternschule, Frühstück für Mütter, für Alleinerziehende, da würd ich auch – warum nicht. Ein Frühstück oder sowas, genau“ #00:20:17-5# (Interview Johannes).

8.2.3.4 Vermutete Skepsis der Mütter gegenüber aktiver Vaterschaft

Alex vermutet, dass die weibliche EKIZ-Besucherschaft Vorbehalte gegen aktive Väter, die nicht der traditionellen Rolle entsprechen, haben könnte:

„Ich bin der einzige Mann hier und das sind alles Frauen und die verstehen meine Probleme sowieso nicht, die haben einen ganz anderen Draht zu ihren Kindern, die können das nicht nachvollziehen, dass ich mich auch um mein Kind kümmere und nicht irgendwie das Geld für die Familie ranschaufe, sondern irgendwie auch nicht nur der Feierabendpapa sein will, sondern auch das ganze von der Pieke auf, vom Windelwechseln bis ins Bett bringen, einfach alles mitmache, so“ #00:21:01-0# (Interview Alex).

Unter anderem auf diesen Punkt führt er zurück, dass die Mütter keinen Kontakt zu ihm aufnehmen und auch auf seine Kontaktversuche nicht allzu enthusiastisch eingehen:

I: „Vermutest Du, dass die Männer dann vermuten, dass die Frauen da Vorbehalte haben, dass das/“ #00:21:06-1#.

„Das könnte ich mir gut vorstellen, also wenn ich das kombiniere von, ich komme da an, bin der einzige Kerl und dann sind da nur Frauen, dann redet noch keiner mit mir, dann fühle ich mich nicht wohl, dann kann ich auch mit meinem Kind in den Park gehen und da alleine sein, so, nicht? Bin ich wenigstens noch draußen so“ #00:21:23-9# (Interview Alex).

Und Tim äußert eine ähnliche Wahrnehmung:

„Ich glaube einfach, dass sich viele Menschen, also auch noch Frauen mit diesem, ja noch relativ neuen Paradigmenwechsel, was die Rolle Erziehung, Männer, Frauen angeht noch nicht so ganz anfreunden können. Und dass es jeder Kulturraum sicher noch unterschiedlich gestaltet einfach, also“ (Interview Tim).

Hier deutet Tim bereits an, dass die Kategorien Geschlecht und ‚Kultur‘ zusammenwirken. Näher wird dies in Kapitel 9 ausgeführt.

8.2.3.5 Zuschreibung von Inkompetenz und Belehrung durch die Fachkräfte

Zwei der Väter, die das EKIZ ausdauernd genutzt haben, berichten, dass sie vonseiten der Fachkräfte einen Abspruch von Kompetenz in Bezug auf das selbstständige Versorgen ihrer kleinen Kinder wahrgenommen und sich belehrt gefühlt hätten. Hier spielt das Geschlecht ebenfalls eine Rolle, denn bei den Fachkräften handelt es sich um Frauen, die teilweise auch Mütter sind, die den Vätern traditionell weibliche Aufgaben erklären.

„Ich hatte die Situation, T. ist umgekippt mit so einem Laufwagen, also so ein Lauf-lernwagen, stand dann auf der Ladefläche und ist vornüber gefallen, während ich gerade nicht hingeguckt habe/ ich mich wahnsinnig erschrocken, weil ich nur

gesehen habe, wie er mit dem Kopf quasi gen Boden kippte. Habe ich ihn dann hochgenommen sofort und habe mich mega erschrocken und versucht zu beruhigen und als er sich dann beruhigt hatte, kam dann die eine Erzieherin und meinte (hohe, nervige Stimme): ‚Kann ich Dir einen nett gemeinten Rat geben, geh doch nicht sofort so panikmäßig hin, das spiegelt dann dem Kind wider, es muss was Schlimmes sein, bla, bla, bla‘, weiß ich alles. Aber in der Situation, die sie auch nicht selbst gesehen hat, sondern sie hat nur gesehen, wie ich reagiert habe, dass mein Sohn krass weint und ich nicht weiß, was passiert ist. Da habe ich schon wieder gedacht, ja ‚halt’s Maul‘, so, ‚Du weißt nicht, was passiert ist und ist ja nett gemeint, weiß ich alles, wenn es anders gelaufen wäre, hätte ich anders reagiert.‘ Aber das hätte sie zum Beispiel nicht zu einer Mutter gesagt, glaube ich“ #00:33:54-1# (Interview Alex).

Dass die Fachkraft ein nicht ideales erzieherisches Verhalten bei Alex unterstellt, obwohl sie die Situation nicht beobachtet hat, kollidiert mit Alex‘ Selbstwahrnehmung als bewusst und entschieden engagiertem Vater, der sich, wie an anderer Stelle im Interview erzählt, seine väterlichen Kompetenzen aktiv angeeignet hat, viel reflektiert und genauso viel verantwortliche Zeit wie die Mutter mit dem Kind verbringt. Die als Belehrung wahrgenommene Bemerkung der Fachkraft kränkt und ärgert ihn.

„Da ist das dann sofort wieder so, ‚Du bist der Mann, Du weißt das nicht, ich erzähle Dir das nochmal, wie das funktioniert““ #00:34:00-9# (Interview Alex).

„Ja, das war dann, ‚ich weiß das besser als Du, weil ich bin die Mutti““ #00:34:34-1# (Interview Alex).

Um dann ironisch anzufügen: *„Das war ein ganz tolles Gefühl“ (Interview Alex).*

Tim wittert bei der Kontaktaufnahme durch die Fachkräfte, dass sie ihm Inkompetenz unterstellen, und blockt das Gespräch von vornherein ab:

„Die beiden Erzieherinnen, die da gearbeitet haben irgendwie, mit denen hatte ich mir auch nichts zu erzählen. #00:07:12-1# (...) Da war ich vielleicht auch, ich kann mir auch vorstellen vielleicht auch ein bisschen arrogant gewesen, weil die nur natürlich auch irgendwie ihren Job machen wollten. Ich habe denen glaube ich auch relativ schnell klar gemacht, dass es (...) nicht so meine Themenbereiche sind, die sie haben. Also, sie hatten/ muss aber dazu sagen, sie wurden mir nicht vorgestellt, aber ich hatte schon so dieses Gefühl, dass die so (...). Das ging so auf sehr klischeehafte Themen so ein Vater mit Kind, der braucht Hilfe, dass er ihr richtig den Arsch abwischt, also, so Tipps immer so ein bisschen. (...) Und da war mir so ein bisschen/ das hatte ich schon relativ schnell geblockt, bevor das überhaupt losging. Also, wie gesagt, dieses Gespräch hat nie stattgefunden, aber dieses Gefühl war sofort da. Dieses Rumgefrage und dadurch habe ich mich dann einfach so sehr abgeschirmt da“ #00:08:09-2# (Interview Tim).

Er macht deutlich, wie er seine Kompetenz behauptet hat, indem er den Fachkräften eine klare Ansage macht:

„Ja, oder ich da keine Tipps brauche. Ich habe das, ich glaube ich habe das einmal auch ganz klar gesagt und ich weiß, wie man eine Windel wechselt und so, dass ich weiß, was ich tue. Ich glaube, das habe ich denen auch da so gesagt, ich weiß, was ich tue“ (Interview Tim).

Tim vermutet, dass die Fachkräfte noch unerfahren sind im Umgang mit Vätern, da die Präsenz derselben in einer Einrichtung wie dem EKIZ gesellschaftlich noch ein recht junges Phänomen darstellt:

„Also, ich glaube nicht, dass es böse mir gegenüber gemeint war, aber ja, also ich glaube schon, dass erstmal diese Idee dieses Vaterbildes denen einfach dann nicht um Kopf ist, dass (...) ich das auch mache. Weil das ist wahrscheinlich was sehr Neues. Und beziehungsweise wenn ich es mache, muss es extremst unbeholfen sein und schreiendes Kind liegt mit halb ausgerissenem Bein also ich weiß es nicht, was für Vorstellungen die jetzt so haben. Aber ich glaube, ja das ist mir schon/ also dass es zumindest eine ungewohnte Situation war und dadurch natürlich erstmal so, „ja, hmm, ne, also, wir müssen ihm was erklären“. Aber soweit kann ich jetzt nicht in den Kopf reingucken. Also ich glaube schon, dass es ein Kompetenzab-spruch aufgrund von nicht mit der Situation konfrontiert gewesen zu sein vorher da war“ #00:37:17-8# (Interview Tim).

Allerdings berichtet Alex, der das EKIZ ungefähr zwei Jahre später als Tim besucht hat, ebenfalls davon, dass er sich als Vater mit einem in seinen Augen veralteten, traditionellen Rollenbild konfrontiert sah, mit dem er sich nicht identifizieren konnte.

In einem Gespräch äußert sich eine Fachkraft über das „frauenverachtende Regime“ in einem anderen Land.

„Und im gleichen Atemzug sagte sie aber, hat deine Frau aber Glück, dass du kochst“ #00:16:51-8# „Und dann dachte ich so, äh, das passt jetzt irgendwie nicht zusammen, so auf der einen irgendwie frauenverachtendes Regime anschwärzen, auf der anderen Seite bist du noch so in deinen geschlechterspezifischen Kategorien verwurzelt, dass Du für Deinen Mann zu Hause kochst. Aber zum Beispiel in meiner Familie kochen alle Männer, oder auch alle Männer, die ich kenne, kochen. Und das auch nicht erst seit den letzten fünf Jahren, seit das irgendwie hip ist, dass Mann ja auch kocht, sondern mein Vater hat auch schon gekocht und der Freund der Mutter meiner Freundin kocht auch liebend gern und ich fand das so, da hat deine Frau aber Glück, dass du kochst.‘ Dann habe ich so (unv. #00:17:40-8#)“ (Interview Alex).

Alex sieht sein Konzept von Männlichkeit und Väterlichkeit im EKIZ nicht als ‚normal‘ repräsentiert, sondern als etwas Besonderes, dass einerseits positiv betont, andererseits mit Skepsis beäugt wird. Das nächste Zitat bezieht sich auf die Situation, dass Alex am

Infoboard des EKIZ einen Zettel über Mutter-Kind-Kuren entdeckt und sich bei der Fachkraft darüber informiert. Im Gespräch wendet er ein, dass es möglicherweise sinnvoller wäre, wenn die Mutter alleine eine Kur machen würde, um sich wirklich erholen zu können:

„Und ich könnte ja auch den Kleinen drei Wochen alleine betreuen und wo sie dann richtig große Augen kriegte und sagte: ‚Sowas, du kannst mit dem Kleinen alleine bleiben!?’ Ich weiß, es ist auch was Besonderes und das kann nicht jeder Vater so, aber ich traue mir das zu und ich habe das auch schon gemacht, also/“ #00:18:38-6# (Interview Alex).

Dass die Fachkraft die Lebenspraxis vieler junger Familien im Stadtviertel nicht zu kennen und dadurch auch nur bedingt anzuerkennen scheint, sorgt bei Alex für Unverständnis:

„Wo ich dachte, das ist irgendwie auch nicht mehr zeitgemäß. Das ist doch irgendwie Schnee von gestern. Das ist doch nicht, so leben wir doch nicht mehr heutzutage. Aber scheinbar ist das noch viel weiter verbreitet, als man das so denkt, so. Und gerade dieses der Mann bringt das Geld nach Hause und die Frau kümmert sich um die Kinder, so. Das wäre bei uns schon mal gar nicht finanziell machbar, weil ich nicht genug Geld verdiene, aber trotzdem finde ich das total erschreckend so, dass das noch so/ Und in meinem Freundeskreis hier so im Viertel so, die ganzen jungen Familien, die ich hier sehe und jetzt auch durch das Kind neu kennengelernt habe, da läuft das auch anders“ #00:19:35-4# (Interview Alex).

8.2.3.6 Fehlende männliche Fachkraft

Gleichzeitig mit dem Austausch mit anderen aktiven Vätern fehlt den befragten Vätern eine männliche Fachkraft. Wäre eine solche anwesend, würde dies die Väter vor der Situation bewahren, sich als einziger Mann einer reinen Frauengruppe gegenüber zu sehen, sich durch den ‚Exotenstatus‘ unwohl zu fühlen und möglicherweise keinen Anschluss zu finden. Ein Mann in der Position der Fachkraft würde ein Signal senden, dass die Anwesenheit von Männern im EKIZ normal und erwünscht ist und diese sich berechtigterweise dort aufhalten.

„Vielleicht eine männliche Person, die das betreut, das fände ich glaub ich ganz gut. Da waren jetzt auch von den Betreuern her nur Frauen. Wenn da ein Mann, egal in welchem Alter, sitzen würde oder stehen würde, und da mit den Kindern rumspinnt und das betreut, könnte ich mir schon vorstellen, dass das ein bisschen anziehender ist für Väter, weil sie dann ja schonmal zu zweit sind, wenn dann doch einer kommen sollte“ (Interview Paul).

Weiterhin wäre nach Ansicht von Alex eine männliche Fachkraft eine vertrauenswürdige Ansprechperson, mit der andere Gespräche möglich wären als mit einer weiblichen:

„Ja, das wäre zum einen mal fair, dass man auch von Mann zu Mann sage ich mal, ein Gespräch führen könnte mit jemanden, der jetzt nicht die Mutterrolle vertritt so und auch ich finde das nur fair, wenn auch ein Mann dabei wäre, also ich finde das gut. Ich finde, es würde glaube ich auch Männern, die dahin gehen irgendwie das Gefühl geben, okay, ich bin nicht alleine, weil jetzt schon mal einer von den Betreuern ist auch einer, einer von meinem Geschlecht so“ #00:28:28-0# (Interview Alex).

Er denkt, dass es ihm leichterfallen würde, von einem Mann Tipps oder Hinweise anzunehmen als von einer weiblichen Fachkraft:

„Ja. Und ich glaube, das ist auch mal/ man kann das auch einfacher, besser annehmen dann, irgendwelche Ratschläge oder so“ (Interview Alex).

Auch Tim vermutet, dass eine männliche Fachkraft den Zugang für Väter erleichtern würde:

„(...) Also, was ich noch nie erlebt habe ist, dass zum Beispiel beim EKIZ oder an der Elternschule auch männliche Erzieher arbeiten. Also, das ist zum Beispiel so, wir haben sie ja mittlerweile überall, es gibt ja auch mittlerweile viele, also da irgendwie noch nicht. Und ich finde, das ist ein ganz großes, ich würde jetzt nicht sagen Abschrecken, aber das wäre, ich drehe es jetzt mal um, was könnte es attraktiver machen? Und ich glaube, das könnte schon mal was verändern, also ich glaube das (...)/“ (Interview Tim).

8.2.4 ‚Kultur‘/Ethnizität

An dieser Stelle wird die zweite wichtige Differenzkategorie eingeführt, die im internationalen Diskurs mit ‚Race‘ bezeichnet wird. Hier wird der viele unterschiedliche Bedeutungen implizierende und unscharfen Begriff der ‚Kultur‘ verwendet. Distanzierend wird dieser mit Anführungsstrichen verwendet, da Kultur nichts Statisches, Homogenes und Essenzialistisches darstellt. Der Begriff der Kultur wird in dieser Arbeit eher als Deutungsmuster oder Differenzschema (vgl. Mecheril 2004, S. 114ff.) bzw. als Zuschreibungskategorie aus Sicht der Väter verwendet.

Wie bereits eingangs erwähnt, tritt ‚Kultur‘ in Verflechtung mit den Kategorien Geschlecht und Milieuzugehörigkeit/Habitus auf, wird hier aber getrennt dargestellt.

8.2.4.1 Gefühlter Zusammenprall verschiedener ‚Kulturen‘

Einige der Väter entwarfen das Bild zweier ‚getrennter Welten‘, die einfach nicht ‚zusammenpassen‘.

*„Ja, ich mein es waren halt viele türkische Mütter, und irgendwie, sind das dann halt doch manchmal so zwei Welten, die da irgendwie aufeinandertreffen, ne, also, das war dann nicht so (...) hab ich mich nicht so wohl gefühlt, nee. #00:10:00-4#
Na ja, oder so ein bisschen befremdlich, also, ich weiß auch nicht“ #00:10:12-8
(Interview Paul).*

Tim entwirft ein plastisches Bild, anhand dessen er den wahrgenommenen ‚Kulturzusammenprall‘ verdeutlicht:

„Naja, machen wir es doch mal einfach. Das war ja von April bis August, das war halt Sommer zum größten Teil, das war auch ein warmes Jahr, daran kann ich mich noch erinnern. Ich sitze da im T-Shirt und meinen Tätowierungen und vor mir, ja, fast alle Frauen die sitzen dann vollverschleiert, also, das war halt auch so, ne? So dieser/ da fing das ja schon an“ #00:08:55-7# (Interview Tim).

„Naja, es sind ja zwei Welten. Also es ist ja komplett/ da prallt ja voll was aufeinander. Das ist ja einfach so die ganze (...), ich hatte ja damals auch lange Haare, also lange Haare, unrasiert, Tattoos, sitze da im Jogginganzug mit einem (...) Metalband-Shirt an, das starrt dann/ also, die haben ja auch Klischees, ne? Also, ich glaube, ich habe da ja auch so alles erfüllt. Gut, das waren jetzt keine sonderlich bösen Shirts, wo dann irgendwie, ne, Totenköpfe oder umgedrehte Kreuze drauf waren, aber es ist halt schon (...) auffällig. Also ich glaube, das ist einfach so, das ist ja schon was, man sagt ja schon sehr viel aus mit dem, was man trägt“ #00:11:13-3# (Interview Tim).

Die wahrgenommene Unterschiedlichkeit wird von Tim also zunächst an der phänomenologischen Ebene des Habitus, also ‚Vollverschleierung‘ versus ‚Metalshirt und Tattoos‘ festgemacht. Der Schleier bzw. das Kopftuch ist eine religiöse Kopfbedeckung für dem Islam angehörende Frauen, wogegen das Metalshirt eine antireligiöse Haltung zum Ausdruck bringt. Tim vermutet auch in anderen Bereichen, z. B. einem generellen Wertesystem oder auch Erziehungsvorstellungen, nicht vereinbare Unterschiede, die man bereits an der Inszenierung der Körper vermutend ablesen kann. Hier zeigt sich bereits die untrennbare Verbindung der Kategorien ‚Kultur‘ und ‚Milieu‘, die allerdings auch vergeschlechtlicht ist.

„Und ich glaube, das war einfach so dieses, dass die gedacht haben, da war ja so alles, was nicht zusammenpasste, also, ich glaube einfach Kleidung, Sprache, (...) Bildung weiß ich nicht, würde ich vielleicht nicht unbedingt immer sagen.“ (Interview Tim)

Im weiteren Gespräch betont Tim immer wieder, es hätte zwischen ihm und den ‚Anderen‘ einfach „nichts gegeben“ und „nicht gepasst“.

8.2.4.2 Vermutete Ablehnung bzw. Skepsis durch antizipierte ‚kulturelle‘ Konzepte

Paul fühlt sich unwohl unter den türkischen Müttern, da er sich vorstellen kann, dass diese seine aktive Vaterschaft missbilligen:

„Ich glaub, ich wurde ein bisschen schief angeguckt, also schief auch nicht, aber manche guckten ein wenig überrascht, dass es jetzt doch ein Mann war, weil, ich weiß nicht, es gibt da ja in anderen Kulturen öfter mal ein bisschen Skepsis, wenn Männer mit Kindern oder mit kleinen Kindern unterwegs sind und die Erziehung übernehmen. Also dann besonders in der Türkei vielleicht oder, ja“ #00:02:08-1# (Interview Paul).

„Boah, ja, schwierig! Oah es ist schwer, dafür muss man halt die Kultur verstehen. Es gibt halt Kulturen, wo die Väter nichts mit der Erziehung zu tun haben, also ich hab vorher in (anderer Stadtteil), da war es noch deutlich extremer, dass die Frauen die Erziehung gemacht haben und die Männer haben halt gearbeitet, und, gut, ich glaub, die kennen das aus Deutschland, aber vielleicht auch aufgrund von sprachlichen Schwierigkeiten sind die dann auch nicht so offen und bereit, dann mit einem zu sprechen, also mit einem Vater zu sprechen“ #00:12:58-6# (Interview Paul).

8.2.4.3 Sprachbarrieren

Als einen weiteren Grund, warum sich keine Kontakte mit den anderen Müttern ergaben, vermuten einige Väter Sprachbarrieren:

„Nee, nicht so richtig, also ich, gut, ich saß neben der Freundin von mir, und einige von denen haben auch nicht gut Deutsch gesprochen, das war vielleicht eine Schwierigkeit, und nee, mehr als oberflächliches Hallo war es eigentlich nicht, also das war/“ (Interview Paul).

„Ja, einmal gab es mit einigen halt sprachliche Schwierigkeiten, weil die halt einfach nicht gut Deutsch gesprochen haben, das ist natürlich kein Grund mit denen nicht zu sprechen, aber (..)“ (Interview Paul).

„Dann (...) hatten die ihre Themen, dann halt die Sprachbarriere die dann sofort auch da war. (...)“ (Interview Tim).

„Nein, habe ich es auch gar nicht verstanden wegen der Sprachbarriere“ (Interview Tim).

Um ein Gespräch zu führen, hätten Anstrengungen unternommen werden und evtl. andere Verständigungsweisen gefunden werden müssen, um die Sprachbarriere zu überwinden. Diese Anstrengung wirkte vermutlich nicht lohnend oder erfolgversprechend, wenn man die Äußerungen aus den Absätzen 8.2.4.1 und 8.2.4.2 im Kopf behält. Auch kann der Eindruck von Geschlossenheit entstehen, wenn eine Gruppe im Raum sich in einer für die Väter nicht verständlichen Sprache unterhält.

8.2.4.4 Unsicherheit im ‚interkulturellen‘ Umgang

Alex äußert, dass er sich im Umgang mit den (muslimischen) Frauen unsicher fühlt und Angst hat, sich unangemessen zu verhalten:

„Ich weiß nicht ganz/ es kommt/ und mit den Muttis, da bin ich also auch immer gleich sofort gehemmt, wenn ich gar nicht weiß, ob die meine Sprache sprechen. Dann weiß ich gar nicht/ und dann weiß ich gar nicht, ist es irgendwie angebracht, oder angemessen, wenn ich mit denen jetzt rede?“ #00:36:52-1# (Interview Alex).

Auf die Frage, bei welchen Frauen er diese Unsicherheit bemerkt, spezifiziert er:

„Ja, da bin ich auch ganz schlimm oberflächlich, wenn die schwarze Haare hat und ein Kopftuch, dann/ und die ganze Zeit auf einer fremden Sprache mit dem Kind redet, dann weiß ich nicht, ob ich mit der reden kann überhaupt“ #00:37:14-7# (Interview Alex).

Er befürchtet, seine Kontaktaufnahme könnte als ‚Anmachversuch‘ aufgenommen werden:

„Genau, ob das kulturell überhaupt angemessen ist, oder ob die auch da Bock drauf hat, wenn ich sie voll labere, oder/ und dann auch immer die Angst, ja ich will auch nicht rüberkommen, als will ich sie anflirten so. Ich will auch nicht hier irgendwie unangemessene Kontaktaufnahme haben so“ (Interview Alex).

Alex möchte den Müttern nicht zu nahe treten und unterlässt die Kontaktaufnahme aus Unsicherheit bzw. Unkenntnis der kulturellen Verhaltensregeln lieber ganz.

8.2.5 Distinktion/Abgrenzung über Habitus bzw. Milieuzugehörigkeit

In den Interviews wurde teilweise deutlich, dass sich die Väter von der anwesenden, überwiegend weiblichen Besucherschaft auch über den sozialen Status abgrenzten. Dieser steht wiederum in engem Zusammenhang mit der Kategorie ‚Kultur‘/Ethnizität und Geschlecht. Im Prinzip kann gesagt werden, dass sich im EKIZ weiße, privilegierte

Männer und migrantische, tendenziell von sozialer Benachteiligung betroffene Frauen gegenüber stehen.

Dabei grenzten sich die Väter zum Teil ‚nach unten‘ ab, indem sie sich von im EKiz vorgefundenen Habitus- und Lebensstilmustern distanzieren und diesen Umgang auch nicht für ihr Kind wünschten:

„(...) und einfach weil, ja (...) es waren jetzt auch keine Personen dabei, also zu denen ich entweder vorher Kontakt gehabt haben wollte oder mittlerweile Kontakt haben will. Weil das alles, (...) hm, war nicht unbedingt mein Schlag Mensch, der da hingehört“ #00:03:40-7# (Interview Philipp).

„Ich hätte mir schon mehr Achtsamkeit da gewünscht, um das dann auch verwenden können am Ende, aber, der Art Umgang war nicht der, den ich unbedingt haben möchte und auch nicht im Umfeld meines Kindes haben möchte, mit irgendwie (...), es wird da rausgegangen, in den Kinderwagen gesetzt und sofort sich ‘ne Zigarette angezündet vorm Kind, so, find ich ungeil. Muss ich nicht haben im Umfeld meines Kindes“ #00:06:11-2# (Interview Philipp).

Auch mit den Kindern, die seiner Wahrnehmung nach ein schwieriges Sozialverhalten zeigen, kann er nicht viel anfangen und möchte keinen Kontakt für seinen Sohn mit ihnen:

„Ja. Und, dementsprechend, also, ich will das jetzt nicht auf die Kinder schieben, so waren aber auch die Kinder halt nicht Kinder, die ich jetzt (...) (...) irgendwie ‚oh Mensch, mit denen kann mein Sohn bestimmt voll gut spielen!‘, das war da einfach nicht der Fall so. Ja. Und (...) ja, deshalb war das da irgendwie einfach ein komischer Ort, weshalb ich ja dann auch nur zwei, drei Mal dahingegangen bin“ #00:06:43-0# (Interview Philipp).

Auch Tim findet es nicht förderlich, wenn seine Tochter mit den Leuten im EKiz häufig Kontakt hat. Genau wie Philipp grenzt er sich über den *Erziehungsstil der Eltern* und das *Sozialverhalten der anderen Kinder* ab, welches er in Habitus und Lebensstil einbettet:

„(...) das eigene Verständnis von Erziehung zum Beispiel. Also ich hatte zum Beispiel bei den Muttis immer das Gefühl wenn die da waren, dann als wir paar Mal bei dieser Sportgeschichte da waren, wo dann halt so ein bisschen Landschaft oder Parcours aufgebaut wurde, die haben komplett abgeschaltet. Also die Kinder haben sich zum Teil da sich gegenseitig die Haare rausgerissen, die haben komplett abgeschaltet, nicht dazwischen, sondern irgendwie einmal rübergekreischt oder so und/ aber nie wäre jemand auf die Idee gekommen, da mal aufzustehen und hinzugehen, so. Und das fand ich schon schräg, also das fand ich schon echt so ein bisschen schräg. Ich bin jetzt sicherlich auch nicht der Freund von/ und man muss nicht wie so Helikopter da rumschwirren so, aber das war schon (...) teilweise echt böse wo ich dann dachte, jetzt kann man es auch mal beenden“ #00:16:13-9#.

„Wenn das dritte Mal mit irgendwas, nem Roller über die Finger eines anderes Kindes gefahren wird und dann wird da immer noch gegessen und rüber geschrieen. Und dann natürlich bei mir der Eindruck entsteht dann irgendwann auch, naja, es ist wahrscheinlich schon von zu Hause gewohnt und reagiert einfach garnicht mehr drauf und ist auf Egal-Stellung. Im Adidas-Anzug schwarz mit den goldenen Streifen runter und da irgendwie alles aufmischt“ #00:16:39-1# (Interview Tim).

Tim beschreibt die ‚Aufmachung‘ des von ihm als sozial auffällig charakterisierten Kindes:

„Und dann auch schon hier diese Bushido-Assi-Friese so mit Seiten wegrasiert, gut getrimmt schon. So da war halt bei mir auch so wirklich der komplette Cut so drinne, wo ich dann merkte so, okay, jetzt (...) das passt garnicht mehr. Dieser Adidas-Anzug in Schwarz mit goldenen Streifen war schon, also nichts gegen Adidas-Anzug, den finde ich ganz cool, aber schwarz und goldenen Streifen und dann halt schon diese ausrasierte Seite und dann diese (...) Assi-Intensivstrafäter-Frisur dazu, dann auch schon mit drei natürlich auch schon voll Gel in den Haaren, ne? Also das war dann auch so/ und da war dann vielleicht so der Punkt wo ich gesagt habe so, das war glaube ich auch eines der letzten Male wo ich da war, weil ich dann kein Bock mehr hatte“ #00:17:31-2# (Interview Tim).

Tim zeichnet das Bild eines sozial auffälligen Kindes, auf dessen Verhalten vonseiten der Mutter wenig erziehungskompetent reagiert wird. Besonders mokiert er sich über den von den Eltern gewählten Kleidungsstil und die Frisur des Kindes, die in den Augen der Eltern vermutlich schick und gepflegt wirken sowie durch den edlen Adidas-Anzug einen höheren sozialen Status verdeutlichen sollen, der von Tim allerdings als ‚geschmackloser Fehltritt‘ abgewertet bzw. als Beweis für die niedrigere soziale Position der Familie gelesen wird („Assi-Friese“, „Assi-Intensivstrafäter-Frisur“). Er fühlt sich davon so befremdet, dass er es vorzieht, das EKIZ nicht mehr zu besuchen. In Bezug auf seine Tochter führt er aus:

„Ja und tatsächlich auch Angst um mein Kind hatte (lachend)“ #00:17:41-4# (Interview Tim).

Auf die Frage, was er bei weiteren Besuchen befürchtet:

„Ja, dass die da voll eine auf den Sack kriegt oder selber so wird, also dass die dann nur noch verteilt. Also/“ #00:17:55-5# (Interview Tim).

„Ja, bringen wir es auf den Punkt, ja, der schlechte Einfluss, dass der abfährt. Und dadurch habe ich irgendwie für mich so einen Cut drüber gezogen, habe dann halt mich damals dann über/ mit anderen Eltern dann über das Künstleratelier abgesetzt. Und dann haben wir halt im Kunstatelier dann ab und zu mit den Kindern abgehangen“ #00:18:14-3# (Interview Tim).

Tim schließt sich mit anderen, ihm von Habitus und sozialem Hintergrund ähnlichen Eltern zusammen und trifft sich, folgerichtig, mit ihnen privat im ‚Künstleratelier‘ (s. Absatz 8.2.7 ‚Strategien des Umgangs mit Barrieren‘).

Außer der Distinktion über *Erziehungsstile und Sozialverhalten* markiert Tim seine höhere soziale Position über die Kategorien *Bildung, Mobilität, damit verbunden finanzielle Ressourcen, Arbeit und Fortschrittlichkeit*. Im folgenden Zitat bezieht sich Tim zuerst auf andere Väter im EKIZ, mit denen er sich gut unterhalten konnte:

„Und man konnte auch mal über einen Urlaub reden, meinerwegen zum Beispiel, dass man in Portugal war oder so und dann waren das halt auch Menschen, jetzt werde ich gleich echt ein bisschen böse gerade, die auch wussten, dass Portugal am Atlantik liegt“ #00:24:41-1#, „also, ne Vorstellung hatten, dass es irgendwo auf der Karte ist. Während bei vielen das ja meistens so ist, dass die nicht mal wissen, dass Hamburg einen Hafen hat, also. (...) Dieses Gespräch, was wir geführt haben, was tatsächlich eins der wenigen Gespräche war, das ich da mal hatte, weiß garnicht, wie wir drauf kamen, also ich hatte mich mit der einen Frau unterhalten gehabt, da hatten wir über den Hafen geredet und sie wusste/ also, sie hat gesagt, sie war in Hamburg noch nie am Hafen und ist hier geboren gewesen. Also, das ist halt so, nur um diese, woher diese Küchengeschichte kam. Also, das, da haben sich schon Bilder gefestigt, so auch bei mir. Ich glaube, da gibt es dann auch einfach nichts zu reden“ #00:25:20-3# (Interview Tim).

„Also, es ist ja auch glaube ich auch so ein Ding, sodass ich mir bei den meisten, die da waren nicht vorstellen konnte, dass die in irgendeiner Form/ einfach weil das so klare Rollenklischees waren, sodass die irgendwie zwischen dem Herd des EKIZ und ihrem Herd zu Hause hin und her wandern, also, wenn ich es jetzt so böse, ne? Also, es ist einfach so, ich konnte mir nicht mehr bei denen vorstellen, ich hatte auch nicht das Gefühl, dass da auch mehr war“ (Interview Tim).

Tim nimmt die anderen Frauen als recht beschränkt wahr – in traditionellen Rollenklischees verhaftet, nicht zu mehr als Küchenarbeit fähig und nicht lohnarbeitend, ohne basale Allgemeinbildung, immobil, vermutlich auch finanziell eingeschränkt, sodass wenig Urlaubserfahrungen o.ä. ausgetauscht werden könnten. Diese von ihm wahrgenommene Lebensrealität weicht so stark von seiner eigenen ab, dass er sich nicht vorstellen kann, wo es da gemeinsame Gesprächsthemen oder sonstige Anknüpfungspunkte geben könnte. Bei der Konstruktion dieser ‚ganz Anderen‘ verwendet er vergeschlechtlichte, kulturalisierende und klassierende Zuschreibungen.

Tim grenzt sich auch gegenüber den Fachkräften ab, indem er sich als höher qualifiziert beschreibt:

„Da muss man aber ganz klar sagen, vielleicht auch (...) ich habe damals meine Masterarbeit in sozialer Arbeit gerade geschrieben auch noch nebenbei (...) und muss mir jetzt nicht/ ich weiß nicht/ von Erzieherinnen mir also dann irgendwie meinen Job erklären lassen. Also das fand ich immer, das war ein bisschen befremdlich, das habe ich tatsächlich auch (...) bis zu dem jetzigen Kindergarten auch im Kindergarten ganz oft gehabt, dass ich da irgendwie so stand und dachte, ja, ich weiß wovon wir sprechen und ich kenne“ #00:27:49-4# „den Ansatz, den Sie gehen. Also, das war halt bei mir auch ganz oft drin, ne? Also, ich glaube, dass da so der Snobismus des Berufsstandes da so ein bisschen eingespielt hat“ #00:28:02-6# (Interview Tim).

Alex wiederum grenzt sich eher nach ‚oben‘ ab, und zwar von seiner Vermutung nach besserverdienenden „Hipster“-Vätern, deren Lebensstil er ablehnt:

„Ich fand auch Leute krass unsympathisch, also so, wenn ich dann merke, das ist so der Hipster-Vati mit dem Bart und der dicken Brille, dann stellen sich mir sofort die Nackenhaare auf, dann denke ich so, mit dem will ich auch gar nicht reden“ #00:35:49-4# (Interview Alex).

Auf die Frage, was genau ihn an diesen „Hipstern“ störe, kann er es nicht genau erklären, es lässt sich aber auf die vermutete bessere finanzielle Situation beziehen.

„So eine eigene Abneigung gegen Hipster einfach. Also weiß ich nicht, das/ das ist/ läuft im Unterbewusstsein ab. Zum Beispiel der Vater, der mit dem Wollpullover reinkam und der schlabbrigen Cordhose und dem ungepflegten Bart und der ranzigen Schiebermütze, den fand ich irgendwie ad hoc sympathisch so“ #00:36:12-3# (Interview Alex).

Alex fühlt eher Sympathien für einen Vater, der durch Aussehen und Kleidung eher den Anschein erweckt, weder „hip“ noch wohlhabend zu sein. Alex ist Schauspieler und bisher in eher unregelmäßigen Abständen engagiert, zwischen den Engagements ist er arbeitslos. Daher ist seine finanzielle Situation eher bescheiden. Die anderen Väter, die er im EKIZ getroffen hat, nimmt er als besserverdienend wahr:

„Sonst halt, ja, drei, das waren aber alles Leute, die ich definitiv in die Kategorie Besserverdiener einstufen würde“ (Interview Alex).

„Ja. Und das/ da weiß ich ja auch immer nicht, ich habe dann auch so Hemmungen mit denen zu reden, weil ich bin ein Schlechtverdiener und weiß ich nicht, da kommen sofort diese Neidgefühle auf so“ #00:38:47-0# (Interview Alex).

„Du machst irgendwas mit den Medien, ja? Krieg ich schon das Kotzen, ey. Aber läufst rum, als wärst Du der Weltverbesserer, ich weiß auch nicht“ #00:38:57-6# (Interview Alex).

Vonseiten der Väter finden also Distinktions- und Abgrenzungsprozesse statt, die dazu beitragen, dass Kontakte im EKIZ unterbleiben.

8.2.6 Organisationskultur

An dieser Stelle sollen Ergebnisse in den Blick genommen werden, die mit informellen Abläufen innerhalb des EKIZ zu tun haben, einem generellen ‚So läuft das hier‘, mit dem ‚Charakter‘ oder dem ‚Innenleben‘ des EKIZ, gesehen und wahrgenommen aus der Perspektive der Väter. Hier werden Fragen nach Legitimität und Ausschluss zentral.

8.2.6.1 Legitimität

In Organisationen stellt sich die Frage, wer dazugehört und sich legitim darin aufhält, wer den informellen Erwartungen entspricht und wer nicht und wie damit umgegangen wird, wenn jemand nicht ‚passt‘.

Ohne eine tiefergehende Interpretation, die erst im nächsten Kapitel folgen soll, vorwegzunehmen, soll hier zunächst dargestellt werden, dass die Väter das EKIZ als eher geschlossenen Raum wahrnehmen, in dessen ‚Inneres‘ sie keinen wirklichen Zugang bekommen. Hier kann der Bogen zur ersten Auswertungskategorie ‚Schwierigkeiten bei Interaktion und Kontakt‘ geschlagen werden.

Die Väter benennen, dass es sich beim EKIZ um einen reinen Frauenraum handelt, in dem sie als Männer nicht wirklich akzeptiert sind und um den eine unsichtbare Grenze gezogen ist:

„Naja, das ist halt, also was ich schon gesagt habe, es spricht nicht an, weil es nicht einladend ist, ne? Es ist halt so eine Muddi-Domäne. #00:41:36-8#. So, ich weiß garnicht, auch wenn das EKIZ war, (...) ich meine, ich bringe das mal- ein Golfclub, natürlich kann jeder einem Golfclub beitreten, wenn er die Kohle hat, sich das Ticket zu holen. Und ich glaube, ähnlich ist so, ne, als symbolischer Wert jetzt/ und ähnlich verhält es sich natürlich auch mit dem EKIZ“ #00:41:58-0# (Interview Tim).

Tim vergleicht das EKIZ mit einem Golfclub, dem man bei ausreichenden finanziellen Mitteln ‚natürlich‘ offiziell beitreten kann. Andererseits bedeutet die formale Aufnahme noch lange nicht, dass die anderen Clubmitglieder den Neuzuwachs als ‚einen der ihren‘ mit offenen Armen empfangen und akzeptieren. Vielmehr geht es auch darum, die anderen von der eigenen Legitimität in der Organisation zu überzeugen.

Tim äußert den Eindruck, dass Väter im EKIZ zwar offiziell willkommen sind, tatsächlich aber gar nicht gewünscht ist, dass sie das EKIZ besuchen:

„Eigentlich ist es gar nicht gewollt, dass Väter da sind. Also, soweit würde ich sogar gehen“ #00:42:03-1#.

Auf Nachfrage führt er aus:

„(...) Das ist eine gute Frage, von wem ist es nicht gewollt? Also, nicht gewollt ist vielleicht auch zu viel, also weil wenn ich nicht gewollt wäre, wäre ich ja rausgeschmissen worden, aber, also es ist anders nicht gewollt. Es ist eher so nicht gefördert, nicht gewollt. Also, es wird glaube ich nicht so viel Wert darauf gelegt. Ich (...) kann mir vorstellen, dass es so in der gesamten Konstruktion ist, es ist auch den Leuten gar nicht so bewusst ist selber, dass sie das (transportieren)“ #00:42:31-2#.

Auch bei Alex kommt das Angebot des EKIZ so an, als sei es gar nicht für ihn bestimmt:

„Das wirkte für mich auch wie eine ganz große Frauenorganisation. Also ich habe da ja auch keine, keiner von den Organisatoren, die ich kennengelernt habe, war jetzt vom anderen Geschlecht. Aber das sind ja auch alles Frauen, die das machen, von Frauen für Frauen“ (Interview Alex).

Die Väter nehmen also recht deutlich wahr, dass sie als Männer nicht am richtigen Platz und keine legitimen Mitglieder sind. Vermittelt wird ihnen das durch eine Vielzahl kleiner sozialer Praktiken der anwesenden Mütter, aber auch der Fachkräfte. Dabei ist anzumerken, dass einige dieser Barrierepraktiken vermutlich nicht intendiert oder voll bewusst vollzogen werden, aber dennoch eine klare Botschaft transportieren.

8.2.6.2 Ausschlusspraktiken

Diese Ausschlusspraktiken werden besonders von Tim sehr plastisch beschrieben, daher soll er im Folgenden ausführlich zu Wort kommen. Interessant ist hier besonders, dass er Trennlinien beschreibt, die zwischen einzelnen Bereichen im EKIZ verlaufen: Der Singgruppe und dem Offenen Bereich, in dem dann auch das Mittagessen stattfindet. Den von Tim beschriebenen Ausschlusspraktiken liegt dabei weniger die Kategorie Geschlecht zugrunde (wobei die Betroffenen eben nur Frauen sind und dies auf jeden Fall eine Rolle spielt), vielmehr wird die Trennlinie stärker in Bezug auf ‚Kultur‘/Ethnizität und Habitus/Milieu gezogen. Hier zeigt sich wieder, dass der Dreiklang ‚Race, Class, Gender‘ untrennbar zusammenwirkt.

Tim berichtet, dass die Zusammensetzung der Eltern in der Singgruppe, einem wöchentlichen Angebot im EKIZ, ganz anders gewesen sei als im Offenen Bereich. In der Singgruppe hätten eher die ‚bildungsnahen‘ Eltern ohne Migrationshintergrund dominiert, mit denen er auch mehr zu tun gehabt habe, im Offenen Bereich mit dem Mittagessen eher die Frauen mit Migrationshintergrund. Die beiden Sphären beschreibt er als klar getrennt.

„(...) Also, ich glaube, das muss man so zwei Sachen trennen. Also, diese Singgruppe, die war sehr abgelöst so auch so was so die Elterndurchmischung anging. (...) Und ich hatte so ein bisschen/ also, das war, vielleicht komme ich gleich/ also, das war, die kannte man irgendwie vom Spielplatz, da gab es auch so ein bisschen Schnittpunkte mit den Kindern. Aber wenn man diese Singgruppe verlassen hat, (...) also, ich glaube, um das mal deutlich zu machen, es ist einfach, dann ist ja diese Reihe an den Tischen immer gewesen, oder diese runden Tische, die dann halt da stehen und wenn nicht jemand aus der Singgruppe, gewisse Eltern aus der Singgruppe gerade mitgegessen haben, saß ich alleine mit M. an einem Tisch, wo eigentlich fünf Leute sitzen können“ #00:06:24-0# (Interview Tim).

„Immer, ja, immer, und also es war, (...) will jetzt aber auch nicht sagen, dass ich mich da jetzt einsam gefühlt habe, weil mein Ziel ja auch ein ganz anderes war, aber das war irgendwie immer so sehr (...) voneinander getrennt, ganz lang, also, in diesem offenen Bereich. Und in der Singgruppe, da gab es dann schon Leute nochmal, mit denen ich zu tun hatte und mit denen ich auch heute noch zu tun habe (...) mit den Kindern auch, mit denen M. immer noch spielt. Aber so in diesem offenen Bereich, das war/ (...) und ich habe da nie eine Unterhaltung geführt, das weiß ich noch, ich habe da nie eine Unterhaltung geführt, das war immer so (...) nur kurz mein Ding abgegrast (...)“ (Interview Tim).

Wenn die Grenze zwischen den Bereichen übertreten wurde und er oder andere Eltern aus dem Singkreis am Mittagessen teilgenommen hätten, sei dies nicht gut angekommen:

„Diese Singgruppen muss man vielleicht auch so ein bisschen außerhalb sehen. (...) Von den zehn die da waren, waren sicher auch sechs Eltern bis sieben Eltern, die auch so nicht mal so eben hätten rübergehen können in die Essgruppe.“ #00:48:25-0# „Was ich da gemacht habe war wohl echt so auch schon fast ein Affront, dieses Mitessen. Also, das war ganz ganz schräg gewesen auf jeden Fall. (...)“ (Interview Tim).

Er berichtet, dass er soziale Sanktionen auf seinen ‚Verstoß‘ wahrgenommen hat, indem er zum Beispiel nicht richtig begrüßt und verabschiedet wurde, wenn er mitgegessen hatte:

„Also, das ist, es gibt ja auch keine richtige Begrüßung, keine richtige Verabschiedung“ (Interview Tim).

„Ja, es ist/ also es ist/ M. wurde verabschiedet, ich nicht so richtig, es war immer so (...). Es war schon schräg. Also, das war, ja, das ist so/ gab es ja auch genau dieses, ne? Es ist einfach ein Fremdkörper, der so durchrauscht. Wenn ich allerdings direkt nach der Singgruppe gegangen bin, da wurde ich normal verabschiedet, ne? Aber das hat nicht gepasst, dass ich dann an diesem Esstisch mitsitze“ (Interview Tim).

Er beschreibt, welche Botschaft bei ihm ankam:

„Nee, ist schon okay, aber machen wir/ ist halt eine Ausnahme, ne? Oh es gibt nicht genug, du bist raus. Also, das war schon so/ ich hatte das Gefühl, das war in den Mengen auch gar nicht so eingeplant. Ich glaube, das war auch so ein Ding. Ich habe glaube ich echt da jemandem die Portion weggegessen (lachend)“ #00:50:06-3# (Interview Tim).

Als weitere Ausschlusspraxis hat er bereits an anderer Stelle benannt, dass er bei jedem Essen mit seiner Tochter alleine an einem Tisch saß, an dem eigentlich viele Leute hätten sitzen können, er also quasi ‚ausgesondert‘ und gemieden wurde.

Tim vermutet, dass für die anderen Eltern aus der Singgruppe dieses ‚nicht Passende‘ ebenfalls wahrnehmbar war:

„Und ich glaub das ist/ dass viele da auch nicht gegessen haben, dass es auch viele Ausreden sind, ne? Ich esse da nicht mit, weil hmm und hmm, das Essen war super, also das muss man ganz klar sagen. Kochen konnten sie alle ja. Nur ich glaube, dass man sich zumindest so ganz gut rausreden konnte, weil man schon gemerkt hat, dass es ein Affront ist, wenn man diesen Schritt rüber gemacht hat“ #00:49:01-9# (Interview Tim).

„Insofern auch lustig, weil du durch den Singraum ja durch die Küche durch musstest und dann quasi vor diesem Buffet längs musstest und eigentlich dir klar war/“ #00:49:19-9.

I: *„(...) Es gibt jetzt was“ #00:49:22-0#.*

„Aber, ja, du kannst natürlich mitessen, aber eigentlich wäre es schon schön, wenn du die Ausgangstür nimmst, ja. Total schräg gewesen. (...) Also, es war nicht einladend, es war einladend, aber nicht für die Personen aus dem, so mit den da/ also einige haben es dann halt/ kenne auch keinen, der so konsequent da gegessen hat, wie ich. Also, mal hat es dann/ aber danach dann auch nie wieder. Also, es muss schon irgendwas bei der Person bewirkt haben“ #00:49:48-1# (Interview Tim).

Anzumerken ist hier, dass die Trennung an dieser Stelle vor allen Dingen zwischen den verschiedenen sozialen Positionierungen beschrieben wird und die Eltern (beiden Geschlechts) ohne Migrationshintergrund und mit höherem sozialen Status Barrieren bei

der Teilnahme am Mittagessen erfahren. Hier überschneiden sich die Differenzkategorien Milieu (bzw. Schichtzugehörigkeit) und ‚Kultur‘/Ethnizität.

Tim berichtet von weiteren Situationen, in denen seine Teilnahme am EKIZ-Geschehen erschwert wurde:

„(..) Das war immer ein ziemlicher Kampf, Kaffee zu kriegen“ #00:50:29-6#.

I: „Was musste man tun?“

„Eigentlich immer nur wirklich halb die Kanne aus der Hand reißen und sich einfach was nehmen, also wirklich kackfrech, das ist schon einfach so/ also, mit Fragen ist man nicht weiter gekommen. Also, ich bin irgendwann einfach nur die Tische ab, habe die alle durchgeschüttelt, habe mir dann eingegossen, habe die wieder hingestellt und bin gegangen. Aber so, ne? Wie das halt ist, "ist irgendwo noch Kaffee?" und dann reicht einem jemand (...) #00:50:50-8#, ganz selten mal, dass ich dann irgendwann so wirklich/ oder man hat wirklich energisch eine Person angesprochen, dann passierte was. Aber wenn du es so einfach so in den Raum gestellt hast, dann (unv.) #00:51:03-7# rauscht einmal durch. Das war auch schon spannend. Also, das ist aber, es mir aber auch erst nach längerer Zeit aufgefallen, ne? Also, dass man irgendwie so ganz bestimmte Kommunikationsmechanismen, um etwas zu bekommen an den Tag legen musste. Und beim ersten Mal dachte ich, ja der Kaffee ist alle, ne? Das wird ja auch so dann kommuniziert, der Kaffee scheint wohl alle zu sein, wird irgendwo eine Kanne angehoben, die leer ist und dann/ aber da steht welcher, da steht welcher da, ist doch irgendwo eine Kanne, die voll ist. Das war total/“ #00:51:32-8# (Interview Tim).

Tim fühlt sich durch die (von ihm als ‚migrantisch‘ gelesenen) Frauen ausgegrenzt:

„Aber das war so/ also es waren einfach zwei Welten und ich war (...) ich war da der Ausländer. Also, so wie man sich das sich so richtig so vorstellt wenn man so über Klischees und Ausgrenzung und so redet, ich war da der, der raus war einfach“ #00:12:25-3# (Interview Tim).

Johannes berichtet, er habe sich im EKIZ nicht willkommen und nicht aufgenommen gefühlt:

„Und dann war die Gruppe der Mütter dann so, dass wir da nicht mit offenen Armen empfangen wurden. Kann man auch nicht erwarten oder so, aber irgendwie sind wir da rein und haben so gedacht 'ach, hier brauchen wir nicht nochmal hin', irgendwie“ #00:04:34-1# (Interview Johannes).

„Na ja, es sitzen zwei Mütter auf diesen Gummimatten oder diesem weichen Boden, halten ihre einjährigen Kinder auf dem Schoß oder die krabbeln um sie herum, und dann sind diese Frauen natürlich auch angebunden, also sie können nicht aufstehen, uns begrüßen, so, das ist das eine. Das andere ist, sie sind im Gespräch, da kommt jemand, dann sagen sie hallo, und dann unterhalten sie sich weiter“ (Interview Johannes).

Auf Johannes wirkt ausschließend, dass er nicht ins Gespräch einbezogen wurde und dann in der Folge mit seiner Frau und dem Kind eher desintegriert herumsaß. Im weiteren Verlauf des Gesprächs wurde deutlich, dass er sich dabei recht unwohl gefühlt hat. Auch Alex erzählt, dass er von Gesprächen eher ausgeschlossen war und die Mütter eher miteinander und unter sich im Kontakt blieben:

„Dann (mit männl. Fachkraft, Anmerk. d. Verf.) würde man sich vielleicht wohler fühlen, auch das ist auch gendermäßig unkorrekt so, ich fühle mich unwohl unter lauter Frauen, aber es ist halt, dann hast Du halt diesen Stand von Alleinstellungsmerkmal, ich bin hier der einzige Mann unter vielen Frauen und dann reden die alle noch mit sich und nicht mit mir“ (Interview Alex).

Er macht auch die Erfahrung, dass ihn eine der Fachkräfte, die ihn nach dem dritten oder vierten Besuch begrüßt und nach dem Namen gefragt hatte, sich auch eher mit den anwesenden Müttern vergemeinschaftet:

„Ja, da habe ich mich immer gefreut, wenn die da war, die dann aber auch, die Frau, die das ja anleitet, auch mit den Mädels, oder den Frauen, die sie schon kennt, oder die sie aus der Nachbarschaft kennt, dass sie dann mit denen klüngelt und mit denen redet. Also das ist jetzt nicht so“ (Interview Alex).

Weiterhin kann es ausschließend wirken, wenn ein Großteil der Gespräche auf einer Sprache stattfinden, die von den Vätern nicht verstanden wird. Dies ist vermutlich keine beabsichtigte Wirkung, da es für die betreffenden Mütter das Naheliegendste ist, sich mit ‚Sprachgenossinnen‘ in der Muttersprache zu unterhalten, zumal manche möglicherweise noch wenig Deutsch sprechen, kann aber gleichzeitig ausgrenzend wirken und Geschlossenheit demonstrieren.

Tim beschreibt, dass die Atmosphäre im EKIZ von außen betrachtet warm und herzlich wirkte, ihn aber nicht einschloss:

*I: „Passte nicht, okay. Und die anderen hatten aber miteinander Kontakt?“
#00:12:35-4#.*

„Total viel, also das war so an sich, wenn man die Atmosphäre sich so anguckt und einfach erstmal sich selber rausnimmt, dann machte das eine sehr warme und vertraute/ habe ich das zumindest so in Erinnerung, ne? Das war sehr viel zusammen sitzen und (...) weil man auch sagen muss, man war nie unfreundlich zu mir, ne? Das war einfach irgendwie so ganz klar getrennt“ #00:12:55-4# (Interview Tim).

„Jaja, die waren hochkommunikativ, also das war sehr laut. (...) Aber nicht mit mir“ #00:57:14-1# (Interview Tim).

Von der eher subtilen Ausschlusspraxis ‚Blicke der anderen‘ berichten Paul, Philipp und Tim:

I: „Also die andern Nutzerinnen haben dich schräg, oder überrascht angeguckt?“ #00:02:11-6#.

„Joa, also nicht so freudig ‚oh, da ist ein Mann!‘, sondern eher so ein bisschen.. mal rübergeguckt und dann aber wieder auch woandershin geguckt“ #00:02:21-2# (Interview Paul).

„Ich hatte auf jeden Fall das Gefühl, dass ich so der Jüngste war und das auch mit Abstand und das halt ein Grund war, warum ich irgendwie komisch angeguckt wurde, so weil, he, was macht denn so ein junger Typ hier“ #00:03:13-7# (Interview Philipp).

I: „(...) Ja, aber mit den bösen Blicken, du hast am Anfang hast du böse Blicke bekommen, irgendwie? Also, oder beziehungsweise, irgendwann hast du sie nicht mehr bekommen, weil sie sich dann an dich gewöhnt hatten irgendwie?“ #00:56:22-8#.

„Ja, böse irritiert irgendwie so, das war jetzt nicht so, stirb, sondern so, was macht der da?“ #00:56:28-5# (Interview Tim).

Es sorgt für Verwirrung, wenn die klar nach Geschlecht, ‚Kultur‘ und Milieuzugehörigkeit getrennten Sphären und damit die kontaktlose Ko-Existenz der Gruppen doch Überschneidungspunkte bekommen und ein Umgang damit gefunden werden muss. Es scheint das unausgesprochene Agreement zu herrschen, dass jeder ‚bei seinen Leisten‘, also in seiner nach Geschlecht, ‚Kultur‘ und sozialem Staus charakterisierten Gruppe bleibt und so eine zeitgleiche Nutzung des EKIZ möglich ist. Wird daran gerüttelt und es ergeben sich doch Berührungspunkte, tritt zunächst Irritation auf. Dieses gemeinsame Aufrechterhalten von Barrieren geht gleichermaßen von den Nutzer_innen ohne relevanten Migrationshintergrund, als auch von jenen mit Migrationshintergrund aus, wie Tim feststellt:

„Ja. (...) Was ja dann auch so ein bisschen den (...) Umgang und ich glaube auch was, das viel gemacht hat über diese Würdigung des Essens von meiner Seite. Ich glaube, das hat auch schon ein bisschen was gemacht. Dass ich auch rückgemeldet habe, wenn es mir geschmeckt hat oder so, ne? Also, das machen ja viele ja nicht. Das haben auch viele, wenn da mal jemand mitgegessen hat, also sie gaben gar nie eine Rückmeldung. Das war ja auch so total schräg, also das/ da waren wirklich diese Muttis, die da diese über 60 Jahre alten Tatter-Frauen, die da jeden Tag gekocht haben und, also auch von, ich sage jetzt mal **uns**, ne? Jetzt sind wir wieder da/ Keiner von denen je irgendwann gesagt hat, ob es gut oder nicht war, sondern einfach den Teller da stumpf wieder abgestellt haben und gegangen sind so, also

das war so/ das war auch umgedreht, ne?“ #00:55:25-4# „Also ich/ (...) es ging nicht nur von denen aus, es kam auch aus der anderen Richtung, dass das irgendwie so nicht so gepasst hat und auf einmal/ dadurch war das dann, dass es dann irgendwie auch mal kam, dass es gut geschmeckt hat oder danke so, das hat auch irgendwas im Konzept durcheinander gebracht. Also in diesen Abläufen. Das war total schräg, also das war/ also dieser Raum war so ein eigener Mikrokosmos. Ja und dann war irgendwann ja auch die Zeit vorbei und dann bin ich einfach nicht mehr hingegangen“ #00:55:55-8#.(Interview Tim).

An dieser Stelle markiert Tim die Trennlinie wieder zwischen den Eltern mit und ohne Migrationshintergrund; an späterer Stelle wird wieder die Kategorie Geschlecht bedeutsam:

Tim erklärt, dass er das EKIZ als geschlechtlich und ‚kulturell‘ strukturierten Raum wahrnimmt, der polar aufgeteilten Geschlechterrollen eine Heimat bietet. Dabei führt er männlich dominierte Kulturvereine mit dem weiblich dominierten EKIZ parallel:

„Ja, genau, ist total zugeschnitten ja beides. Kinder, Mama mit Kind im EKIZ, (...) am Kochen für die Kinder, Typ mit einem schwarzen Tee und einer Kippe und seinem Rommeebrett im Kulturverein. Also, es ist so (...), fiel mir jetzt gerade im Gespräch so auf, dass es so/ ich finde, es passt schon ganz gut. Und es ist ja auch/ du würdest auch nicht in einen Kulturverein reingehen können, wir beide nicht“, #00:46:34-8#, „also selbst ich hätte da schon Probleme, da reinzugehen und werde wahrscheinlich rausgebeten, aber wenn du noch bei einem reingehst, dann ist glaube ich komplett vorbei bei denen. Also, das können die nicht verarbeiten. Und ich glaube, ähnlich verhält sich das dann tatsächlich, wenn ich in sowas reingehe. Also, in so ein EKIZ reingehe. Nur, dass die mich da halt nicht rausschmeißen können, aber sie können mir halt, mich anders sozial sanktionieren, indem ich da irgendwie so ein bisschen/ die erfüllen so ihren Muss-Auftrag, ne? Man redet mal übers Wickeln, (...) Angebote werden mitgenommen, (...) man darf an den Angeboten teilnehmen, aber eigentlich ist das garnicht/ das passt nicht ins Konzept“ #00:47:14-0#. (Interview Tim).

Deutlich wird hier der Aspekt der symbolischen Grenzziehungen, die nicht offiziell in der ‚Hausordnung‘ festgeschrieben sind, deren informelle, ‚ungeschriebenen Regeln‘ jedoch auf der Hand liegen und für einen nicht-legitimen Neankömmling deutlich spürbar gemacht werden.

Hier kann angefügt werden, dass Tim die Erfahrung machte, dass seine Tochter (M.) von den Ausschlusspraktiken ausgenommen war:

„Wobei man aber noch sagen muss, M. hatte diese Problematik nicht, ne? Also, die war immer so total rausgelöst aus der Geschichte. Also auch, wenn die dann älter wurde, schon laufen konnte oder so ein bisschen da rumgekurvt ist oder bei mir auf dem Arm war, die hat eine ganz andere Beachtung gekriegt. Also, zum Teil war es ja auch, dass die dann sich irgendwie mit M. unterhalten haben, aber ich hatte das Gefühl, ich bin/ sie schwebt da so durch den Raum“ #00:52:55-1#.

Die Tochter wird beachtet, es wird sich mit ihr unterhalten, auch während sie auf Tims Arm ist, während er, ihr ‚Träger‘, komplett ignoriert wird. Man kann die These aufstellen, dass Frauen und Kinder legitim im EKIZ sind, und M. daher ‚normal‘ behandelt wird. Sie als Kind hält sich berechtigterweise im EKIZ auf, Tim als Mann ist ein ‚Fremdkörper‘ und wird sanktioniert. Gleichzeitig vermutet Tim, dass die Frauen ihn vielleicht aufgrund kultureller Verhaltensregeln nicht direkt ansprechen mochten. Daher könnte die Kontaktaufnahme zur Tochter auch als indirekten Kontaktversuch zu Tim verstanden werden.

Tim stellt Vermutungen darüber an, warum Fachkräfte wie Nutzerinnen ein Interesse daran haben könnten, Väter ‚draußen‘ zu halten. Dies sieht er darin begründet, dass er den (migrantischen) Frauen pauschal konservative Werte und eher geringe Bildung zuschreibt und daraus folgert, sie erachteten es als richtig, wenn sich die Frauen um die Kinder kümmern und als falsch, wenn Männer dies täten. Um den Erwartungen und Haltungen der Nutzerinnen Rechnung zu tragen, würden die Fachkräfte diese traditionellen Rollenbilder mit reproduzieren, auch, um ihre „Stammkundschaft“ nicht zu verlieren und die Legitimität ihrer Einrichtung zu bewahren. Gleichzeitig sei es „ökonomisch gedacht“, diese Stammkundschaft zu halten, da diese seiner Vermutung nach „größere Familienplanungen“ habe und sich die Fachkräfte daher nicht immer auf neue Leute einstellen müssten, was „angenehm“ für sie sei.

„Und dass die Rollenverteilung einfach da auch so klar ist, dass das nicht passt und das man das auch so lassen will. Weil man würde ja sonst seine Stammkundschaft verlieren, wenn man das jetzt wirklich so umformen würde. Und da das ja meistens Familien sind mit einer sehr, denke ich mal ein bisschen ökonomisch in der Geschichte, zumindest würde ich das eine Art Leitung tatsächlich auch so festlegen, dass die ja durchaus eine größere Familienplanung haben, bietet sich das ja auch an, an dem festzuhalten. Und dann seine eigene Legitimität zu erhalten“ #00:44:14-7#.

I: „Also, dass sozusagen die Fachkräfte mit den Nutzerinnen sozusagen zusammen daran arbeiten, dass die Väter eher draußen gehalten werden? #00:44:24-6#.

„Ja, also jetzt nicht, dass sie sich besprechen, aber/“ #00:44:27-6#.

I: „Nee nee, aber das entsteht so“ #00:44:29-2#.

„Ja ja, das entsteht so, das ist ja auch angenehm, ne? Also, wenn jetzt dann die kommt, das sechste Mal Mutter geworden, man weiß, wer da reinkommt, (...) dann im Dauerverfahren so seit sechs Jahren und wahrscheinlich auch noch zwei Jahre

weiter, ich überspitze das jetzt mal ein bisschen. Dann weiß man ja, woran man ist und man muss sich ja nicht immer auf was Neues einstellen. Macht ja auch Sachen angenehmer, weil die kann man ja dann da auch einbinden, man kann sich selber ein bisschen aus der Arbeit zurückziehen. Also, das kann ich verstehen, was Beständiges behalten zu wollen, anstatt sich immer/“ #00:44:56-5#. (Interview Tim).

Bedeutsam scheint hier die Wahrnehmung einer gemeinsamen Barriereerzeugung von Nutzerinnen und Fachkräften gegenüber Vätern, von denen beide profitieren- indem sie aus je eigenen Gründen in ihrer ‚Komfortzone‘ bleiben können.

Ob sich dies auch aus der Sicht der Fachkräfte und Nutzerinnen so darstellen oder der rassistisch eingefärbten Wahrnehmung (das Bild der ständig gebärenden Migrantin) entschieden widersprochen werden würde, muss dahingestellt bleiben.

An anderer Stelle sieht Tim als Grund, dass das Phänomen erziehungsverantwortlicher Väter in Einrichtungen der Familienbildung noch neu ist und diese bisher nicht richtig darauf eingestellt sind. Er vermutet, dass die Institutionen im Laufe der Zeit ihre Einrichtungskultur verändern werden:

„Und es war ja auch/ und ich glaube auch, dass ich/ das ist ja für die auch ungewohnt, ne? Also, das war ja (...) ich glaube, dass die/ dass es vor mir zeitlich gesehen oder so, dass es garnicht so oft/ man muss ja auch wissen/ sich (Stadtteil) nochmal angucken, da war ja (Stadtteil) im Umbruch. Das ist schon auch ein neues Phänomen für die da war, wie sie damit umgehen. Also ich glaube, ich kann mir vorstellen, das ist jetzt drei Jahre her, dass heute auch ganz anders mit der Thematik umgegangen wird und wo man heute auch schon bei der Elternschule oder so ins Programm reinguckt, dass die sich schon auf den Bereich Väter eingestellt haben mittlerweile. Und damals war das halt noch nicht sonderlich (...) verbreitet. Und das ist ja vier Jahre her so und das war echt kein Thema zu dem Zeitpunkt“ #00:30:19-0#. (Interview Tim)

„Ja, das ist halt, da gab es ja glaube ich erst ein oder zwei Jahre die Möglichkeit, überhaupt in Elternzeit zu gehen für Väter. Das war ja noch relativ frisch alles. Und da habe ich dann sicher/ mussten ja auch alle, die in irgendeinem Stadtteil irgendwie arbeiten ja auch (...) selber kulturell umdenken, weil das Angebot war ja immer nur auf Mütter ausgerichtet und Väter sind ja immer nur so ein Beiwerk, ich sag mal (...), ja, wie so ein der Salat zum Schnitzel, das ist mal dabei, aber keiner rührt es wirklich an, so. Und ich glaube jetzt (...) ist es eine ganz klare Sache mittlerweile. Und der Stadtteil hat sich ja verändert vom demografischen her auch einmal ganz stark und ich glaube auch, dass es angekommen ist, dass es durchaus also Väter gibt, die Elternzeit machen. #00:31:21-8# Und dass diese Zielgruppe jetzt gerade erst so erschlossen wird, also ich glaube nicht, dass die Probleme, die ich hatte noch in drei oder vier Jahren existieren, oder diese Wahrnehmung dann. Sondern, dass sich das nochmal ändert“ (Interview Tim).

Interessant ist an dieser Stelle noch, dass sich seine Position im EKiz im Laufe der Zeit doch etwas gewandelt hat:

„(...) Und jetzt so gerade in dem Gespräch rückblickend, ich glaube tatsächlich, dass ich auch irgendwann sowas wie akzeptiert als Fremdkörper war, ne? Also, nicht so vollwertig, aber dass es schon okay war, dass man irgendwann da war. Das war zwar noch nicht gut okay, aber es wurde sich damit abgefunden, das hatte ich schon das Gefühl, dass es irgendwann passiert ist“ #00:53:56-3# (Interview Tim).

Er äußert die Wahrnehmung, dass irgendwann ein Modus gefunden wurde, in dem es zwischen ihm und den anderen zwar immer noch nicht „passte“, das Bestehen dieser wahrgenommenen Differenzen aber irgendwann in Ordnung war, da jede Gruppe für sich blieb und die Anwesenheit der anderen eher desinteressiert akzeptierte:

„Nee nee, das passte nicht. Also, das passte ja die ganze Zeit nicht, das muss man ja auch ganz klar sagen, das passte auch bis zum Ende nicht. Das war dann irgendwie okay, dass es nicht passte“ #00:57:03-0# (Zitat gekürzt) (Interview Tim).

8.2.7 Strategien des Umgangs mit Barrieren

An den vorherigen Punkt anknüpfend, sollen verschiedene Umgangsweisen der Väter mit den erfahrenen Teilnahmebarrieren beschrieben werden.

8.2.7.1 Meidung des EKiz

Philipp berichtet, dass er nach seinen zwei oder drei Besuchen im EKiz dort nicht mehr hinging und auch alternativ keine anderen Eltern-Kind-Angebote wahrnahm. Stattdessen ging er lieber mit seinem Sohn auf den Spielplatz und besorgte Fahrgerätschaften, die sein Sohn gerne im EKiz genutzt hatte, auf dem Flohmarkt.

„Die Motivation war eigentlich nur, dass (...) dass man ein bisschen Abwechslung bietet, dass man halt irgendwie was Spannendes unternimmt und wenn dann Turn- und Klettergeräte vorhanden sind und so und unterschiedlichste Gefährte, wo er drauf rumrollen kann so, super. (...) Hab ich mich dann lieber auf den Flohmarkt begeben und halt ähnliche Gefährte gesucht. Ja“ #00:08:36-5# (Interview Philipp).

„War jetzt nicht durchgehend überzeugend, sodass ich mir oder auch die Mutter sich gesagt hätte 'dieses Angebot müssen wir auf jeden Fall häufiger wahrnehmen', weil es dafür zu wenig Gründe dafür gab, hinzugehen. Also da hat man lieber auf

*dem Spielplatz gewartet und geguckt, ob vielleicht noch Kinder kommen“
#00:13:08-1# (Interview Philipp).*

8.2.7.2 Wechsel der Institution

Johannes, der bereits nach der ersten halben Stunde im EKIZ zum Ergebnis kam, er müsse hier nicht noch einmal hin, wechselte zu den Angeboten der Elternschule, an denen er bis heute mit seinem Kind teilnimmt. Dort fühlt er sich durch die inhaltlich strukturierten und angeleiteten Angebote wohler.

8.2.7.3 Zusammenschluss ‚Gleicher‘ und kollektive Abwanderung

Tim berichtet, dass er sich nach einer gewissen Zeit im EKIZ mit anderen, ihm in Bezug auf Habitus und sozialem Hintergrund ähnlichen EKIZ-Nutzer_innen zusammenschloss und er sich mit ihnen in ein Künstleratelierhaus „absetzte“. Er begründet dies damit, dass er sich von den anderen EKIZ-Besucher_innen abgrenzen wollte:

„Ja, bringen wir es auf den Punkt, ja, der schlechte Einfluss, dass der abfährt. Und dadurch habe ich irgendwie für mich so einen Cut drüber gezogen, habe dann halt mich damals dann über/ mit anderen Eltern dann über das Künstleratelier abgesetzt. Und dann haben wir halt im Kunstatelier dann ab und zu mit den Kindern abgehangen“ #00:18:14-3# (Interview Tim).

Die abwandernde Gruppe bestand aus Teilnehmenden der Singgruppe:

„Nee, das war dann so halt das Umfeld so was man so halt noch aus der Sing/ tatsächlich aus der Singgruppe so zum Teil da war, das hatte sich dann irgendwann aus dem EKIZ-Bereich so ein bisschen rausgelöst gehabt und wir sind da auch nicht mehr hingegangen, also ich glaube, keiner so richtig mehr“ #00:18:51-2# (Interview Tim).

8.2.7.4 Offensive Kontaktaufnahme/Innerer Rückzug

Alex erzählt, dass er sich durchaus aktiv darum bemüht habe, von sich aus Kontakt aufzunehmen, Leute und besonders auch Väter anzusprechen und sogar andere ‚einsame‘ Väter hereinzuholen.

„Und ich bin halt auch ein offener Typ, ich gehe dann auch hin und sage so: "Hey, wie alt ist die denn so und wie alt ist Dein Kind und wie heißt Du?" Und laber halt und fange an, Leute voll zu süßen“ (Zitat gekürzt) (Interview Alex).

„Ja und ich habe das halt dann wieder gesehen, als jemand Neues reinkam, habe ich auch gedacht, krass ja, dem geht das genauso wie mir letztes Mal, deshalb habe ich den auch angeschnackt und habe gesagt: ‚Wie geht’s und hallo, ich bin

der Alex', und so. Weil ich den auch gesehen habe, wie der reinkam und dann solitär rumgestanden hat" #00:16:03-0# (Interview Alex).

Als es trotzdem nicht wirklich gelingt, bleibende Kontakte aufzubauen, reagiert er mit Rückzug:

„Ja, ich habe ja offensiv Kontakt aufgenommen und mich auch stückweit zurückgezogen. So, ich habe gesagt, ich mache das hier ja auch nicht, um Leute kennenzulernen, sondern ich mache das hier, damit mein Kind eine schöne Zeit hat so. Mir im Endeffekt auch egal, ob hier jemand mit mir redet oder nicht, also/" #00:22:00-1# (Interview Alex).

8.2.7.5 Provokation/Affront

Tim nimmt, wie bereits erwähnt, seine Teilnahme am Mittagessen als Affront und Provokation wahr. Dies veranlasst ihn aber nicht, sein Verhalten zu ändern und nicht mehr mitzuessen, vielmehr genießt er das Überschreiten der symbolischen Grenze:

„Ich habe es ja auch so ein bisschen genossen, diesen Affront auszunutzen, ne? Ich bin da ja dann doch sehr sadistisch, was sowas angeht und freue mich ja dann auch, das zu machen“ (Interview Tim).

8.2.7.6 Schrittweise Rauman eignung

Tim beschreibt, dass er sich nach und nach mehr ‚Bewegungsfreiheit‘ im EKIZ erarbeitet hat.

„Also, ich glaube, viele Nutzer haben mich ja wirklich ignoriert, viele Nutzerinnen. Aber ich hatte schon das Gefühl irgendwann, dass ich mich da bewegen konnte, ne? Also, wie zum Beispiel zum Essen einfach rausholen oder einfach mit der Kaffeekanne reingreifen. Ich habe damit keine bösen Blicke mehr gekriegt. Das war dann irgendwie schon (...) okay, also, ich würde nicht sagen/ ich war nicht willkommen, aber ich war/ es ist, ja, du bist jetzt da und wie es halt so ist, wenn man so dauerhaft jemanden mit irgendwas konfrontiert. Dann nimmt ja der Mensch immer irgendwann einfach alles an, weil er garnicht anders kann und ich glaube, das bin ich da ganz penibel und hab es irgendwann auch geschafft gehabt. Also dieses, meinen Raum da zu finden“ #00:54:36-1# (Interview Tim).

Auch Alex kommt trotz wenig positiver Interaktionserfahrungen immer wieder ins EKIZ und möchte damit auch ein Statement setzen:

„Ja, ich habe mich nicht abschrecken lassen, so, nicht?“ (Interview Alex).

„Aber trotzdem bin ich regelmäßig hingegangen, weil ich auch irgendwie sagen wollte, zeigen wollte, so ich kann hierher kommen, auch wenn ich der Mann bin“ #00:22:24-6# (Interview Alex).

Er möchte das EKIZ weiter nutzen und hofft, dass sich dadurch, dass kontinuierlich Väter Interesse an der EKIZ-Nutzung zeigen, die ‚Einrichtungskultur‘ hin zu mehr Väterfreundlichkeit verändert:

„Aber ich habe gedacht, ich gehe da jetzt auch alleine hin und ich gehe da auch nochmal hin und ich finde das schön hier und ich finde das eigentlich eine gute Organisation und kann ja auch mit gutem Beispiel vorangehen. Also wenn die sehen, hier kommen auch Männer hin, vielleicht ändern sie ja auch was an ihrem Verhalten. Aber ich hatte da auch jetzt nicht so den revolutionären Auftrag irgendwie das Ganze, die ganze Organisation da irgendwie umzuschubsen. Aber ich finde es/ ich habe jetzt nicht gesagt, ich gehe da nie wieder hin“ #00:24:02-2# (Interview Alex).

9 Interpretation der Ergebnisse

An dieser Stelle werde ich mich auf jene Aspekte der Auswertung konzentrieren, die erst durch eine Interpretation verstehbar werden. Offensichtliche Sachverhalte wie für Väter unpassende Öffnungszeiten etc. werden hier nicht mehr einbezogen. Im Mittelpunkt sollen soziale Prozesse stehen, die für das ‚Draußenbleiben‘ der Väter von Bedeutung sind.

Allgemein kann zunächst festgestellt werden, dass im EKIZ verschiedene Prozesse der Schließung, Grenzziehung und Abgrenzung zu beobachten sind. Diese vollziehen sich von unterschiedlichen Akteuren ausgehend in unterschiedliche Richtungen und bringen das Ergebnis, dass sich die befragten Väter aus dem EKIZ zurückziehen oder aber sich gegen die Widerstände ‚hineinarbeiten‘, wobei die Trennlinien aber trotzdem bestehen bleiben.

Die ‚Brille‘ der Organisationskultur in Bezug auf das EKIZ

Das EKIZ ist nur bedingt mit einem Wirtschaftsunternehmen vergleichbar. Im Unternehmen gibt es Unternehmensziele, denen alle Mitarbeiter_innen verpflichtet sind. Alle arbeiten an ihrer Stelle, um diese vorgegebenen, gemeinsamen Ziele zu erreichen. Im EKIZ gibt es diese gemeinsamen Ziele nicht, Fachkräfte und Nutzer_innen haben vermutlich ganz unterschiedliche: die Fachkräfte wollen niedrigschwellig sozial Benachtei-

ligte ansprechen, in passende Angebote vermitteln, beraten, Bildungsprozesse anregen etc., die Nutzer_innen wollen sich entspannen, nette Leute treffen, günstig essen, das Kind beschäftigt wissen etc.

Ein Aspekt, den man darauf beziehen könnte, ist das Herausbilden einer informellen Kultur, die im Gegensatz zu formalen Strukturen steht. Bspw. handelt es sich um ein ‚Eltern-Kind-Zentrum‘ und nicht um ein ‚Mütter-Kind-Zentrum‘ und steht Vätern grundsätzlich genauso offen und zur Verfügung.

Jedoch bildet sich im EKIZ eine rein weibliche Kultur heraus, und diese wird auch ‚verteidigt‘. Mit Krüger (2001) könnte das EKIZ als „weibliches Territorium“ (Krüger 2001, S. 264) bezeichnet werden. Territorien sind hierbei gesellschaftliche Bereiche (oder Tätigkeitsfelder), denen, oft auch unbewusst, ein Geschlecht zugeordnet ist, die also ‚gegendert‘ sind. Wer sich im ‚falschen‘ Territorium bewegt und dort ‚mitzuspielen‘ versucht, stößt auf vielerlei Schwierigkeiten.

Rose schreibt: „Es hängt immer vom Code des jeweiligen sozialen Raumes ab, wer hier Geschlecht symbolisch verkörpert. Soziale Vergemeinschaftungen erfolgen über den Bezug auf Gleiches, was immer es auch sei. Dies hat zur Folge, dass immer, wenn jemand dazukommt, der nicht das Gleiche, sondern etwas Anderes verkörpert, mit diesem Anderen primär identifiziert wird. Die Konfrontation mit dem Unterschied rückt das Andere erst ins Bewusstsein, durchweht dann zwangsläufig die soziale Situation wie dies vorher nicht möglich war und verlangt nach einer Bewältigung des Trennenden.“ (Rose 2007, S. 33).

Die Väter berichten, dass sie von den anderen Müttern nicht oder kaum einbezogen wurden, die Frauen eher unter sich blieben und stark aufeinander bezogen waren.

Auch das von den Vätern geschilderte Verhalten der Fachkräfte (mit den anderen Frauen ‚klüngeln‘, die Väter nicht als kompetenten Elternteil anerkennen, erst beim vierten Besuch nach dem Namen fragen etc.), lässt darauf schließen, dass diese gemeinsam mit den Müttern einen reinen ‚Frauenraum‘ herstellen.

Eine geteilte Grundannahme scheint zu sein, dass Mütter und Kinder eine natürliche Einheit bilden und deshalb im EKIZ die legitimen Mitglieder sind. Der Gruppenzusammenhalt wird über das gleiche, weibliche Geschlecht hergestellt, welches quasi als ‚Eintrittskarte‘ gilt, und Kohärenz also über Homogenität erlangt (vgl. Rathje 2009, S. 5).

Alex vermutet, dass er aus diesem Grund nicht in Kontakt kommt: „*Oder schon allein, dass der Mann mit dem Kind hinkommt und nicht die Mutter, die ja die Hauptbezugs-person sein sollte immer*“ #00:11:53-9# (Interview Alex).

Und bei Tim entsteht der Eindruck: „*Eigentlich ist es gar nicht gewollt, dass Väter kommen, soweit würde ich sogar gehen*“ (Interview Tim)

Die Väter können nicht problemlos am EKIZ-Geschehen partizipieren; es wird ihnen transportiert, dass sie sich nicht am richtigen Platz befinden, sie vielleicht sogar stören oder man zumindest nicht auf sie eingestellt ist. Anwander (2006) schreibt:

„Organisationskultur spiegelt den Glauben einer Gruppe an das, wie sie funktioniert und wie sie funktionieren sollte, im Verhalten ihrer Mitglieder und ihrer Leistungen (hier: Praktiken? Anm. d. Verf.) wieder“ (Anwander 2006, S. 2). Die Väter erhalten irritierte, verunsicherte und verärgerte Reaktionen (bzw. Ignoranz) von den Müttern, gleichzeitig distanzierende Ansprachen von den Fachkräften, was darauf schließen lässt, dass ihr Verhalten, bzw. ihre bloße Anwesenheit, nicht durch die informellen Strukturserwartungen der anderen gedeckt ist (vgl. Kühl 2010, S. 3).

Da sich einige Väter nicht an diese halten und trotzdem da sind, wird negativ sanktioniert. Da die formale Struktur Väter ausdrücklich im EKIZ erlaubt, können sie nicht offiziell „herausgeworfen“ (z. B. indem Nutzer_innen sich bei der Fachkraft beschweren), sondern nur informell sanktioniert werden. Dies beschreibt Tim sehr genau:

„Und ich glaube, ähnlich verhält sich das dann tatsächlich, wenn ich in sowas reingehe. Also, in so ein EKIZ reingehe. Nur, dass die mich da halt nicht raus-schmeißen können, aber sie können mir halt, mich anders sozial sanktionieren, indem ich da irgendwie so ein bisschen/ die erfüllen so ihren Muss-Auftrag, ne? Man redet mal übers Wickeln, (...) Angebote werden mitgenommen, (...) man darf an den Angeboten teilnehmen, aber eigentlich ist das garnicht/ das passt nicht ins Konzept“ (Interview Tim).

Hier kommen dann verschiedene Ausschlusspraktiken zur Anwendung, die es den Vätern unmöglich machen, „heimisch“ zu werden (Tim), sich wohlfühlen bzw. wirkliche Mitglieder zu werden. Sie sitzen beim Essen allein, werden nicht begrüßt oder verabschiedet, wenn entgegen der unausgesprochenen Erwartung doch mitgegessen wird, kriegen schwerlich Kaffee, niemand spricht mit ihnen, sie werden mit „bösen“, „schiefen“ oder irritierten Blicken bedacht, von den Fachkräften erstmal nicht beachtet,

es ist teilweise, als wären sie unsichtbar (v.a. Interviews Tim, Philipp, Alex) Es entsteht der Eindruck einer „geschlossenen Gesellschaft“ (Johannes).

Gleichzeitig ist eine warme, herzliche, kommunikative, vertraute Stimmung für manche Väter wahrnehmbar – aber von außen. Sie sind kein Teil davon.

„Total viel, also das war so an sich, wenn man die Atmosphäre sich so anguckt und einfach erstmal sich selber rausnimmt, dann machte das eine sehr warme und vertraute/ habe ich das zumindest so in Erinnerung, ne? Das war sehr viel zusammen sitzen und (...) weil man auch sagen muss, man war nie unfreundlich zu mir, ne? Das war einfach irgendwie so ganz klar getrennt“ #00:12:55-4# (Interview Tim).

„Ja ja, die waren hochkommunikativ, also das war sehr laut. (...) Aber nicht mit mir“ #00:57:14-1# (Interview Tim).

„Und da, und die waren auch mit sich beschäftigt, hatte ich den Eindruck. Waren auch freundlich, haben auch geguckt und gelächelt, so“ #00:23:13-2# (Interview Johannes).

I: „Aber dir kam jetzt nicht das Gefühl, ich könnte mich jetzt dazusetzen“ #00:23:15-4#.

„Genau“ #00:23:17-9# (Interview Johannes).

Auch, wenn die Frauen nicht wirklich unfreundlich zu den Vätern sind, auch durchaus lächeln und freundlich gucken, kommt bei den Vätern eine andere Botschaft an.

Sie fühlen sich „befremdlich“ (Paul), wie „Aliens“ (Alex), als „Fremdkörper“, der im Laufe der Zeit und unter hartnäckigem Durchhalten irgendwann zum „akzeptierten Fremdkörper“ wird – bei dem es „okay“ ist, dass er eben auch da ist- wenn auch nicht „gut okay“ (Tim). Die bösen Blicke hören auf, es tritt eine Art gleichgültiger Akzeptanz ein. Das scheint das Maximum an Nähe zum vollen Mitgliedsstatus zu sein, das für die meisten Väter (Ausnahme: Thomas) zu erreichen ist.

Die Väter gehen unterschiedlich mit dieser wahrgenommenen „Ausgrenzung“ (Tim) um.

Johannes, Philipp und Paul kommen nicht wieder, entweder schon nach der ersten halben Stunde oder nach zwei bis drei Besuchen.

Alex und Tim bleiben hartnäckig, kommen bewusst immer wieder. Tim genießt die Provokation, nimmt sich nach und nach seinen Raum, entwickelt eine gewisse

Dreistigkeit. Gleichzeitig findet er etwas über informelle Kommunikationsweisen im EKIZ heraus.

Alex will zeigen, dass er „auch hierher kommen kann, als Mann“, will durch seine Anwesenheit „mit gutem Beispiel vorangehen“: „Also wenn die sehen, hier kommen auch Männer hin, vielleicht ändern sie ja auch was an ihrem Verhalten“ (Interview Alex).

Zur Veränderung von Kultur in Organisationen schreibt Anwander (2006):

„Kultur verändert sich, wenn Alltagserfahrungen die Grundannahmen ins Wanken bringen. Doch menschliches Verhalten und noch mehr institutionalisierte Machtstrukturen sind beharrlich. Zunächst wird eine Kultur also ihre Grundannahmen verteidigen. (...) Neue, störende Erfahrungen und vor allem ihre Verursacher werden negiert, unterdrückt, diffamiert, bekämpft. Zu Beginn ist dies einfach. Noch gibt es nur wenige solcher Erfahrungen. Die ‚Alte Welt‘ sitzt noch an den Hebeln der Macht und nutzt ihre kulturelle Deutungshoheit über das Geschehen. Lässt sich die Erfahrung nicht aus der Welt schaffen, wird sie soweit als möglich assimiliert. Erst wenn sich die neue Erfahrung ausbreitet und offensichtlich bessere Ergebnisse liefert als das Alte wird umgesteuert“ (Anwander 2006, S. 4f.).

Einige der Väter beschreiben, dass sie, wenn sie nicht ganz regelmäßig und kontinuierlich kommen, wieder ganz am Anfang stehen und wieder ‚der Neue‘ sind, der erstmal nicht mit den Anderen in Kontakt kommt.

„Und wir sind halt auch nicht durchgehend immer da, so. Wir sind ja viel auch unterwegs, dann sind wir mal drei, vier, fünf Monate nicht da, oder auch ein halbes Jahr nicht da und da kann sich ja schon die ganze Gruppenstruktur verändert haben. Und dann kommst Du wieder rein und bist der Neue“ #00:15:04-1# (Interview Alex).

Sind die Väter nicht regelmäßig genug präsent, beginnt der Prozess des ‚Hereinarbeitens‘ wieder von vorne.

Laut Anwander muss derjenige/diejenige, die die Kultur einer Organisation verändern will, den Mitgliedern neue Erfahrungen ermöglichen und „einen langen Atem“ haben (Anwander 2006, S. 5). Genau diesen Eindruck äußern auch einige der befragten Väter.

„Es ist alles so offen, man kann da rein, man wird freundlich empfangen, aber dann muss man wahrscheinlich einen längeren Atem haben“ #00:05:11-7# (Interview Johannes).

Auf die Frage, was Johannes einem Freund raten würde, der das EKIZ besuchen will:

„Und einen langen Atem, vielleicht müsste er öfter gehen“ #00:11:25-5#.

I: „Was glaubst du, was würde sich dadurch vielleicht verändern?“ #00:11:30-2#.

„Ja, dass man, dass man durch die Häufigkeit die Personen immer wieder sieht und sich zunickt und beim dritten Mal sich anspricht, so eine normale Kontaktaufnahme, wie das im sozialen Raum so passiert“ #00:11:48-2# (Interview Johannes).

Alex beschreibt, dass er mehrmals völlig anonym und kontaktlos im EKIZ war, und erst beim ca. vierten Mal die Fachkräfte Kontakt zu ihm aufgenommen haben. Er bleibt trotzdem ‚dran‘:

„Ja, ich habe mich nicht abschrecken lassen, so, nicht?“ (Alex).

Ebenso hält Tim „durch“ und erreicht durch seine Hartnäckigkeit eine Änderung seines Status‘:

„(...) Und jetzt so gerade in dem Gespräch rückblickend, ich glaube tatsächlich, dass ich auch irgendwann sowas wie akzeptiert als Fremdkörper war, ne? Also, nicht so vollwertig, aber dass es schon okay war, dass man irgendwann da war. Das war zwar noch nicht gut okay, aber es wurde sich damit abgefunden, das hatte ich schon das Gefühl, dass es irgendwann passiert ist“ #00:53:56-3# (Interview Tim).

Manche möchten diesen langen Atem haben und etwas investieren, weil sie doch einen gewissen Nutzen für sich oder zumindest ihr Kind aus den EKIZ-Besuchen ziehen können, andere entscheiden sich dagegen. Hier zeigen sich intrapersonale Faktoren, die für die Wirksamkeit von Barrieren verstärkend oder abschwächend wirken.

Anwender vertritt die These, dass immer wieder und regelmäßig Impulse in die gleiche Richtung gesetzt werden müssen, um nachhaltige Wirkung zu erzielen (vgl. Anwender 2006, S. 5).

„Aber ich hatte schon das Gefühl irgendwann, dass ich mich da bewegen konnte, ne? Also, wie zum Beispiel das Essen einfach rausholen oder einfach mit der Kaffeekanne reingreifen. Ich habe damit keine bösen Blicke mehr gekriegt. Das war dann irgendwie schon (...) okay, also, ich würde nicht sagen/ ich war nicht willkommen, aber ich war/ es ist, ja, du bist jetzt da und wie es halt so ist, wenn man so dauerhaft jemanden mit irgendwas konfrontiert. Dann nimmt ja der Mensch immer irgendwann einfach alles an, weil er gar nicht anders kann und ich glaube, da bin ich ganz penibel und hab es irgendwann auch geschafft gehabt. Also dieses, meinen Raum da zu finden“ #00:54:36-1# (Interview Tim).

Mit der Brille der Organisationskultur betrachtet, entsteht das Bild eines weiblich strukturierten Raumes, der durch allerlei informelle Sanktionierungen und bewusste oder unbewusste Ausschlusspraktiken von Männern freigehalten werden soll. Teilweise erzeu-

gen Fachkräfte und Nutzerinnen gemeinsam Barrieren, teilweise die Nutzerinnen miteinander.

Rose schreibt:

„Zu fragen ist schließlich auch, wie Männer eigentlich eine Institution erleben, in der so viele Frauen (tätig) sind. Könnte es sein, dass hier ungeahnt und ungewollt subtile territoriale Barrieren entstehen, die den Zugang für männliche Adressaten erschweren und zu Unbehagen und Missverständnissen bei ihnen führen? (...) Und könnte es nicht sein, dass Soziale Arbeit an vielen Stellen sich als Frauenraum manifestiert- mit deutlichen Zeichen weiblicher Kulturhoheit?“ (Rose 2007, S. 114).

Möglicherweise haben die Fachkräfte hier einen ‚blinden Fleck‘.

Herstellung von Differenz, Othering und Distinktion

Gleichzeitig kann festgehalten werden, dass die Trennlinien nicht nur entlang der Kategorie Geschlecht, sondern gleichzeitig entlang der Differenzkategorien ‚Kultur‘/Ethnizität und Milieu/Habitus gezogen werden und auch nicht nur einseitig von ‚den Frauen‘ gegenüber ‚den Männern‘ aufrechterhalten werden.

Vielmehr lässt sich zeigen, dass auch einige der Väter Abgrenzungen vornehmen, die auf der Herstellung von Differenz beruhen. Die anderen sind ganz ‚anders‘, und so ‚fremd‘, dass es scheinbar keine gemeinsame Basis gibt, sodass man mit ihnen auch gar nichts zu tun haben *will* oder *kann*. Diese ‚Andersheit‘ wird vor allem ‚kulturell‘, geschlechtlich und schichtspezifisch markiert.

In Absatz 5.3 wurde bereits das Konzept des ‚doing difference‘ vorgestellt, das sich auf die soziale Konstruiertheit sowie die interaktive Herstellung dieser Kategorien bezieht. Differenz ist nicht einfach objektiv und naturgegeben vorhanden, sondern wird durch soziales Handeln permanent hergestellt und aktualisiert. Das Geschlecht, eine ‚Rasse‘ oder ‚Kultur‘ oder eine Klasse sind keine essentiellen, natürlichen Eigenschaften von Personen, jedoch erlangen diese im Prozess der Herstellung den Status objektiver Wirklichkeit und werden unhinterfragbar. Wichtig ist hierbei, dass diese Konstruktionsprozesse vor dem Hintergrund struktureller Ungleichheit ablaufen (vgl. Riegel 2016, S. 23).

Auf das EKiz übertragen, muss reflektiert werden, wer sich da im EKiz ‚gegenübersteht‘. Hierbei werden teilweise Konstruktion einiger Väter übernommen, im Bewusstsein, dass diese Konstruktionen sind.

Einerseits befinden sich dort die anderen Nutzerinnen- *Frauen, mit Migrationshintergrund, tendenziell von sozialer Benachteiligung betroffen*. Andererseits die von mir befragten *Väter- Männer, weiß, privilegiert*.

Das bedeutet, dass sich die Angehörigen der beschriebenen ‚getrennten Sphären‘ in einem asymmetrischen Machtverhältnis zueinander befinden und sich vor der Hintergrundfolie gesellschaftlicher Macht- und Dominanzverhältnisse Zuschreibungsprozesse vollziehen, die diese erschaffen und erhalten. Der Prozess der Konstruktion des ‚Anderen‘, des „Different-Machens“ wird als „Othering“ bezeichnet (ausführlich zum Konzept des „Othering“ vgl. Riegel 2016).

Tim konstruiert in seinen Äußerungen über die „zwei Welten, die nicht zusammenpassen“ zwei homogene Gruppen. Die Migrantinnen, die er in Bezug auf das Kopftuch „Schleiereulen“ nennt, denen er allgemeinen Wertekonservatismus, starre Geschlechterrollen, Unbildung, erhöhte Reproduktion sowie allgemein eine gewisse ‚Beschränktheit‘ zuschreibt, stehen hier als defizitär da. Durch die Konstruktion der ‚beschränkten Schleiereulen‘ werden diese als Gruppe diskursiv erst konstituiert und hervorgebracht, und anschließend als ‚Anderer‘ festgeschrieben. Tim formuliert Abweichungen entlang eines binären Schemas, in welchem ungleich gewertete Eigenschaften in Opposition zueinander angeordnet werden. In diesem Fall gebildet-ungebildet, modern-traditionell, deutsch-nichtdeutsch, säkular-religiös, primitiv-zivilisiert (z. B. an der Stelle, an der eine Mutter im Konfliktfall „rüberkreischt“, statt aufzustehen und in ‚angemessenem‘ Tonfall zu intervenieren). Dadurch wird die homogenisierte Gruppe der ‚anderen‘ ‚migrantischen‘ Mütter zur Negativfolie für das Eigene, Normale, Überlegene (welches allerdings nicht explizit benannt wird) und verkörpert symbolisch das von der so konstruierten Normalität Abweichende und mit Mängeln und Unzulänglichkeiten Behaftete. Durch diese stereotypisierenden Zuschreibungen und Bilder wird Subjekten ihre (untergeordnete) Position im gesellschaftlichen Raum zugewiesen und diese darauf festgeschrieben (vgl. Riegel 2016, S. 52). Tim sagt, da hätten sich bei ihm schon „Bilder gefestigt“.

Mit Verweis auf intersektionale Theorieansätze kann angefügt werden, dass verschiedene Differenzordnungen (z. B. deutsch-nichtdeutsch) nicht nur für sich stehen, sondern von anderen Differenzverhältnissen durchdrungen und von ihnen überlagert werden, so-

dass zum Beispiel Bilder und Konstruktionen von Migrationsanderen (Mecheril 2010, S. 17, zit. nach Riegel 2016, S. 56) auch gegendert und mit Vorstellungen zu Klasse und Körper und damit auch von Normalität und Abweichung verbunden sind. Je nach spezifischem situativem Kontext spielen die Differenzordnungen zusammen, verstärken oder schwächen sich ab. Dadurch entfalten die jeweiligen Konstellationen und ihre damit verbundenen Grenzziehungen und Einteilungen ihre ein- und ausgrenzende Wirkung und werden für die Aufrechterhaltung von hegemonialen Ordnungen brauchbar.

Tim befindet sich gesellschaftlich betrachtet in einer machtvolleren Position als die von ihm konstruierte Gruppe der Mütter mit Migrationshintergrund, er hat die ‚deutsche Dominanzkultur‘ im Rücken und keinerlei gesellschaftliche Zugehörigkeitsprobleme. Durch die Bezugnahme auf Differenzkonstruktionen wie Geschlecht oder Ethnizität können Grenzziehungen stattfinden, welche die eigene privilegierte und überlegene Position sowie eine hegemoniale gesellschaftliche Ordnung bestätigen.

Bei den anderen Vätern fällt aus intersektionaler Perspektive auf, dass sie sich jeweils unterschiedlich auf Differenzordnungen beziehen und diese als Begründung für ihr Unwohlsein nutzen. Manche werden stärker betont, andere abgeschwächt.

Bspw. betont Paul die Differenzlinien ‚Kultur‘ und ‚Geschlecht‘. Er fühlt sich „unwohl“ und „befremdlich“ angesichts einer Gruppe von Frauen, die er als „Türkinnen“ definiert und diese als „andere Welt“ bezeichnet. Er vergemeinschaftet sich mit einer Freundin, die keinen Migrationshintergrund hat sowie später deren ebenfalls ‚deutschen‘ Bekannten. Interessant ist, dass er häufiger sagt, er fühle sich nicht wohl als einziger Mann unter Frauen, während er sich eigentlich auf Frauen mit Migrationshintergrund bezieht.

Philipp beschreibt als bestimmende Trennlinie eher ‚Klasse‘, denn die Anwesenden sind nicht „sein Schlag Mensch“, wobei in den Schilderungen mit sozial benachteiligten Familien assoziierte Elemente auftauchen (vor dem Kind rauchen, eine große „Sippe“, in der ungute Umgangsformen herrschen etc.) Gleichzeitig schwingt mit, dass es sich um die anderen Anwesenden ganz überwiegend um Frauen gehandelt hat und das „komisch“ war.

Othering-Prozesse rein sozialpsychologisch als Phänomen der Abgrenzung und Distinktion zu betrachten, das Individuen dazu motiviert, sich einseitig von anderen Menschen oder Gruppen zu distanzieren und die eigene Gruppe aufzuwerten, wäre laut Riegel also

verkürzt: „Das postkolonial begründete Konzept des Othering verweist hingegen auf die diskursive Verschränkung von Wissen und Macht, auf die durch binäre Kategorisierung legitimierte ungleiche Verteilung von Privilegien und sozialen Ressourcen sowie die damit verbundene soziale Funktion von Othering zur Absicherung und Aufrechterhaltung von vorherrschenden Macht- und Herrschaftsverhältnissen“ (Riegel 2016, S. 54).

Dessen eingedenk, sieht im Fall von Alex die Situation etwas anders aus. Auch bei ihm gibt es Momente des Othering, indem er die Grenzen ebenfalls entlang von ‚Geschlecht‘ und ‚Kultur‘ zieht und somit eine Gruppe von ‚Anderen‘ konstituiert (über die phänomenologischen Merkmale „schwarze Haare“, „Kopftuch“ und „fremde Sprache“) und darüber begründet, warum er nicht mit diesen in Kontakt sein kann. Allerdings kann ihm keine Abwertung dieser ‚Anderen‘ unterstellt werden. Seine Beweggründe benennt er mit Unsicherheit, Angst, etwas Unangemessenes und Respektloses zu tun, was er unter allen Umständen vermeiden will. Dies ist wichtig, festzuhalten, da sich daraus andere pädagogische Ansatzpunkte ergeben können als bspw. bei Tim oder Philipp.

Alex grenzt sich auch ‚nach oben‘ gegenüber „Besserverdienern“ ab, angesichts derer er „Neidgefühle“ und „Hemmungen“ verspürt. Er findet die von ihm als „Hipster“ bezeichneten Väter „zum Kotzen“. Hier zeigt sich ein gewisser Ekel gegenüber einer anderen Lebensstilgruppe. Auch Tim und Philipp betreiben Distinktion, indem sie sich von anderen Lebensstilen abgrenzen, hier in Bezug auf unmögliche Kleidung („Adidas-Anzug, schwarz mit goldenen Streifen“, „Vollverschleierung“) und Frisuren („Assi-Intensivstraftäter-Frisur“), erzieherisches Handeln („Rüberkreischen“, Zigarette vor dem Kind anzünden), Bildung, Religiosität, Wertesystem, Geschlechterbilder. Sie wollen nichts mit diesen Leuten zu tun haben, es ist nicht ihr „Schlag Mensch“, es gibt ihrer Ansicht nach keine Gemeinsamkeiten, teilweise wirken sie etwas angewidert vom ‚Sein‘ der anderen und möchten ihre Kinder von diesen Einflüssen fernhalten.

Hier soll doch noch einmal kurz auf Bourdieu zurückgegriffen werden. Er untersuchte, „wie der Geschmack zur Reproduktion der Klassenstruktur in einer Gesellschaft beiträgt, indem er Menschen ähnlicher Klassen zusammenführt und sie zur Ablehnung anderer Lebensstile und damit zur Ablehnung von Menschen aus anderen, insbesondere unteren Klassen, bringt, gar diesen gegenüber Ekel auslöst [...]“ (Fuchs-Heinritz/König 2014, S. 35) Dieser Vorgang wird als Distinktion bezeichnet. Wenn sich Menschen ge-

genseitig an einem ähnlichen Habitus erkennen, ist die Wahrscheinlichkeit hoch, dass sie sich zusammentun. Dies geschieht, als Tim sich mit anderen Eltern seiner ‚Lebensstilgruppe‘ zusammenschließt und gemeinsam mit ihnen ins ‚Künstleratelierhaus‘ abwandert. Alex findet den ‚Gammler‘ mit der ‚ranzigen Schiebermütze‘ und dem ‚ungepflegten Bart‘ ad-hoc sympathisch. Johannes geht wegen der ‚Zusammensetzung des Publikums‘ nicht mehr ins EKIZ und findet eher, aber auch nicht unbedingt, Anschluss in der Elternschule.

Hervorzuheben ist, dass die beschriebenen Othering- und Distinktionsprozesse unter umgekehrten Vorzeichen stattfinden. Die gesellschaftlich weniger Mächtigen scheinen sich das EKIZ als Raum angeeignet zu haben und können ihren angeeigneten Raum auch verteidigen. In diesem Raum können sie sich legitim aufhalten, sind als Subjekte anerkannt und vor Diskriminierung weitgehend geschützt. Dies ist für sie lohnenswert zu erhalten. Tims Othering bzw. seine Selbstaufwertung kann als Reaktion auf den von ihm wahrgenommenen Ausschluss durch die migrantischen Frauen gedeutet werden: Ihr lasst mich nicht, aber ich bin euch überlegen und brauche bzw. will euch auch gar nicht. Mit der weitgehenden, gegenseitigen Ignoranz wird ein Modus gefunden, in dem die gleichzeitige und weitgehend konfliktfreie Nutzung des EKIZ möglich ist. Dies führt dazu, dass es bis zum Ende ‚nicht passte‘, es aber ‚auch okay‘ war, dass es das nicht tat.

Dabei ist wichtig, dass die Väter auf mehr Ressourcen zurückgreifen können, als es den EKIZ-Müttern möglich ist. Als sich die Väter ihre Bedürfnisse im EKIZ nicht erfüllen können, finden sie andere Wege: sie lernen auf dem Spielplatz Gleichgesinnte kennen, organisieren einen privaten Treff im Atelierhaus, knüpfen Kontakte im Innenhof der Nachbarschaft, kennen und nutzen andere, besser passende Angebote der Familienbildung, wie bspw. die Elternschule. Dies erfordert ein gewisses Maß an Eigenaktivität, das für die Mütter in ihrem ‚prekären Alltag‘ (Sturzenhecker 2009, S. 17) schwer aufzubringen sein mag. Die niedrighschwellige Einrichtung EKIZ stellt einen gut zu nutzenden, öffentlichen Raum für sie dar – derer es im Stadtviertel wenige gibt.

Zusammenfassend kann festgestellt werden, dass die hier erhobenen relevanten Teilnahmebarrieren für die befragten Väter im EKIZ in sozialen Interaktionen hergestellt werden, die Ausschluss und Selbstausschluss produzieren. Die Trias ‚Race/Class/Gen-

der‘ strukturiert diese Ausschlüsse und stellt ihre Basis dar. Mütter und Fachkräfte erzeugen Barrieren, um ein weibliches Territorium zu erhalten. Diese Ausschlusspraktiken können als informelle Sanktionspraxis in Reaktion auf die Verletzung informeller Strukturereignisse gelesen werden. Die Väter sorgen teilweise über Otherring, Abgrenzungs- und Distinktionspraktiken mit dafür, dass ihre Teilnahme am EKIZ-Geschehen behindert ist.

10 Diskussion, Fazit und Ausblick

An dieser Stelle soll diskutiert werden, welche Implikationen sich aus den Ergebnissen für die EKIZ-Arbeit ergeben.

Zunächst muss angemerkt werden, dass sich die Untersuchung auf ein einziges Eltern-Kind-Zentrum bezieht und beschränkt. Wie eine Einrichtung funktioniert, ist abhängig von den konkreten pädagogischen Fachkräften, der Zusammensetzung der Einwohner_innen des umgebenden Sozialraums und vielen weiteren Faktoren. Die Eltern-Kind-Zentren unterscheiden sich teilweise sehr stark in ihrer Angebotsstruktur, personeller Ausstattung und Nutzer_innenschaft. Hier kann also nicht allgemein über ‚die Eltern-Kind-Zentren in Hamburg‘ gesprochen werden, sondern nur über dieses eine mit seiner spezifischen ‚Einrichtungskultur‘.

Gleichzeitig ist bekannt, dass Väter in Angeboten der Familienbildung eher die Ausnahme sind und auch die meisten anderen EKIZ wenige Väter erreichen. Es ist also möglich, bestimmte Probleme, wie bspw. den ‚Exotenstatus‘ in einem weiblichen Territorium, auch auf andere EKIZ bzw. auf andere Einrichtungen zu übertragen.

Angesichts der Teilnahmeschwierigkeiten der Väter im EKIZ bzw. der wechselseitigen Ausschluss- und Abgrenzungsdynamiken stellt sich die Frage, wie vonseiten der pädagogischen Fachkräfte darauf reagiert werden kann.

Zunächst kann den Aussagen der Väter entnommen werden, dass die Offenheit des Angebots in ihrer Wahrnehmung soweit geht, dass keinerlei Strukturen oder Regeln mehr erkennbar sind. Gleichzeitig entsteht der Eindruck von Anonymität, Unpersönlich-

keit und Unverbindlichkeit, bei gleichzeitiger Geschlossenheit und Cliquenbildung. Sturzenhecker bezeichnet Niedrigschwelligkeit nicht als „von sich aus besondere pädagogische Qualität“, da sie als „isoliertes Strukturcharakteristikum“ in die Gefahr geraten könne, zu unverbindlich und unpersönlich zu geraten. Schließlich sei eine Bahnhofshalle ebenfalls „niedrigschwellig“ (Sturzenhecker 2009b, S. 68). Vielmehr bedürfe es zusätzlich der Gastfreundlichkeit, welche m.E. mit dem Gefühl einhergeht, erwartet, willkommen und geschätzt zu sein.

Wenn Väter im EKiz erwünscht sind, wäre es hilfreich, dies unverzüglich zu Beginn des ersten Besuchs deutlich zu machen. Durch eine herzliche Begrüßung, dem Fragen nach dem Namen von Vater und Kind, eine ausdrückliche Einladung zum Frühstück, eine kurze Erklärung der Räumlichkeiten und Abläufe. In einigen Fällen ist dies geschehen und hat sich positiv ausgewirkt. Bei den anderen zeigt sich die enorme Wichtigkeit dieser Gesten angesichts deren Fehlen für das Gefühl der Väter, im EKiz akzeptiert und willkommen zu sein.

Es muss anerkannt werden, dass Väter im EKiz Teilnahmeprobleme erfahren, die mit ihrem Geschlecht zusammenhängen. Sie betreten ein weibliches Territorium, in dem sie sich fremd und ausgeschlossen fühlen. Sie finden eher weibliche Vergemeinschaftungsweisen vor, die sich in nahem Beisammensitzen, bestimmten Themen, intensiven Unterhaltungen o.ä. ausdrücken. Es fällt schwer, Kontakte aufzubauen und mit anderen Nutzer_innen ins Gespräch zu kommen, sie sehen sich teilweise mit Ausschlusspraktiken konfrontiert und befürchten, als erziehungsverantwortlicher Vater nicht als legitim bzw. kompetent angesehen, sondern mit Skepsis und Ablehnung betrachtet zu werden. Besonders, wenn sie allein und ohne Bekannte als ‚Neuling‘ ins EKiz kommen, stehen die Chancen hoch, keinen Anschluss zu finden.

Die Fachkräfte treten zwar teilweise durchaus in Erscheinung, sprechen eine Einladung zum Frühstück aus oder verbalisieren Freude über den Besuch. Gleichzeitig kommt bei manchen Vätern eine andere Botschaft an, bzw. fühlen sie sich nach dem oft einmaligen Kontakt nicht mehr wirklich begleitet.

Hier stellt sich die Frage, *ob* es vonseiten der Fachkräfte tatsächlich gewünscht ist, dass (diese) Väter das EKiz regelmäßig besuchen und sie die gleiche Berechtigung dazu haben wie die Mütter. Dieser Eindruck wird von Tim explizit nicht geteilt, von anderen

Vätern auch angezweifelt. Teilweise entsteht der Eindruck, als würden von Müttern und Fachkräften ‚als Frauen‘ (unbewusst) Barrieren erzeugt, um Väter eher fernzuhalten und als sei das EKIZ nicht für Väter ‚gemacht‘. Dazu zählt auch, dass die Väter sich schnell durch die (weiblichen, z. T. selbst Mütter seienden) Fachkräfte belehrt und in ihrer aktiven und kompetenten Vaterschaft nicht anerkannt fühlen. Im EKIZ werden, vermutlich ungeahnt, „weibliche Symboliken“ vermittelt, die auf die Väter wie „Distanzsignale“ wirken (vgl. Rose 2007, S. 114).

Haltung der Fachkräfte

An dieser Stelle scheint es sinnvoll, dass die Fachkräfte bewusst ihre Haltung in Bezug auf Väter und auch auf Väter im EKIZ reflektieren. Was denken sie über Väter, die sich um Säuglinge und Kleinkinder kümmern, sie pflegen, versorgen und erziehen? Können die das (genauso gut wie Mütter)? Sollen die das? Gibt es (heimliche) Widerstände? In Bezug auf das EKIZ wäre im Team zu fragen: Was spricht dafür, Väter als Nutzergruppe stärker einzubinden, sie gar explizit zur Zielgruppe zu ernennen? Was bedeutet eine verstärkte Ansprache von und Ausrichtung auf Väter für die bisherigen Stammnutzer_innen (bspw. die Gefährdung eines geschützten Raums)? Wie sähen Elemente einer auch für Väter inklusiven Einrichtung aus?

Hier wäre es sinnvoll und hilfreich, das Qualitätshandbuch der Eltern-Kind-Zentren (Sturzenhecker/Voigtsberger 2015) zur Hand zu nehmen und die Wirkungsziele (besonders Wirkungsziel 1) und die dazugehörigen Qualitätsstandards im Hinblick auf die Zielgruppe Väter zu reflektieren.

Laut dem Qualitätskonzept der EKIZ soll durch die Fachkräfte regelmäßig erhoben werden, welche Zielgruppen im Umfeld des EKIZ vorhanden sind und eine begründete Entscheidung getroffen werden, welche vorrangig angesprochen und eingeladen werden sollen (ebd., S. 42). Hier ist Raum für Abwägungen, da die Ansprache neuer Zielgruppen auch Auswirkungen auf die bisherige Nutzer_innenschaft hat.

Wer ist die Zielgruppe? Abwägungen

Grundsätzlich soll das EKiz eine inklusive Ausrichtung haben, d. h. „für unterschiedliche Menschen und kulturellen Lebensstile einladend und attraktiv sein“ (ebd.). Dies würde Väter grundsätzlich einschließen.

An dieser Stelle ist anzumerken, dass die Inklusion aller vorhandenen Gruppen zur selben Zeit am selben Ort schwierig sein kann. Das Ausräumen von Barrieren für Väter kann neue Barrieren für andere Gruppen, bspw. muslimische Frauen produzieren. Dass diese am EKiz-Angebot teilnehmen, bedeutet, dass das Konzept funktioniert und die anvisierte Zielgruppe gut erreicht wird, da an ihre spezifischen Bedürfnisse angeknüpft wird.

Die interviewten Väter stellen nicht die primäre Zielgruppe dar, denn sie sind weder von materieller oder von Bildungsarmut betroffen, stehen nicht unter dem psychosozialen Druck unsicherer, prekärer Lebensbedingungen, sind nicht von Diskriminierung und Gewalt betroffen oder von sozialer Isolation oder Desintegration bedroht. Die Befragten sind gebildet, weiß, in stabilen Lebenssituationen, und wenn teilweise nicht mit viel ökonomischem Kapital, dann doch mit viel kulturellem und sozialem Kapital ausgestattet. Sie sind in der Lage, auf zahlreiche Ressourcen zuzugreifen und viele Räume ohne Einschränkung zu nutzen. Sie sind auf das EKiz als Aufenthaltsort nicht unbedingt angewiesen, es stellt eine Möglichkeit unter vielen weiteren dar. Die befragten Väter waren in der Lage, nachbarschaftliche Netzwerke zu knüpfen, Spielplatzbekanntschaften zu machen oder andere Einrichtungen wie die Elternschule zu besuchen.

Dies kann sich für die eigentliche Zielgruppe des EKiz deutlich anders darstellen, und es ist als Erfolg zu werten, dass die sonst eher schlecht erreichte Zielgruppe der sozial benachteiligten Eltern hier einen gut annehmbaren Ort findet. Mengel betont für eine gelingende Familienbildung mit sozial benachteiligten Adressat_innen die Bedeutung des Schutzes vor Distinktionsansprüchen. Es sei sinnvoll, durch zunächst homogene Teilnehmendengruppen die Wiederholung von Unterprivilegierung auszuschließen (vgl. Mengel 2007, S. 92).

Da konzeptuell aber auch Väter vom EKiz angesprochen werden sollen (es handelt sich ja nicht um ein ‚Mütterzentrum‘), muss die Zielgruppe ‚Väter‘ genauer bestimmt werden. Auch die Lebenslagen von Vätern sind heterogen, es gibt nicht ‚die‘ Väter. Ge-

mäß dem EKIZ-Konzept handelte es sich dann um von sozialer Benachteiligung betroffene Väter, besonders auch mit Migrationshintergrund.

Hier stellt sich die Frage nach dem Bedarf. Landläufig kursiert die Vorstellung, Väter mit Migrationshintergrund verträten eher eine konservativ-traditionelle Arbeitsteilung in der Familie und übernähmen daher eher die Ernährer- als die Erzieherrolle.

Laut Tunç (2010) spielt aber für die partnerschaftliche Verteilung aller Aufgaben oder zumindest das Anstreben dessen der Bildungsgrad und der sozioökonomische Status die entscheidende Rolle. In einer interkulturell vergleichenden Studie konnte nachgewiesen werden, dass Menschen mit und ohne Zuwanderungsgeschichte mit niedrigem Bildungsgrad und sozioökonomischem Status eher traditionelle Familienmodelle leben (vgl. Tunç 2010, S. 46). Daher stellt sich die Frage, inwiefern ‚zielgruppengerechte‘ Väter im Umfeld des EKIZ vorhanden sind, und ob sich für sie ähnliche oder andere Teilnahmebarrieren realisieren, bzw., welche Ansprachewege geeignet wären, um sie für das EKIZ zu gewinnen.

Väter, die bereit sind, Erziehungsverantwortung zu übernehmen, gehören laut Petzold (2002, S. 4) in der Tendenz höheren sozialen Schichten an, sind relativ jung und leben in Großstädten – so wie die interviewten Väter. Somit kann gefragt werden, ob, wenn mit Vätern gearbeitet werden soll, es eben genau jene wären, die als Zielgruppe vorhanden sind.

Ähnlich wie das Drittel Mittelschichts-Mütter ohne Migrationshintergrund, die auch nicht unmittelbar der Zielgruppenbeschreibung entsprechen, aber trotzdem großen Unterstützungsbedarf in Bezug auf Erziehungskompetenzen haben können, kann es auch für diese Väter hilfreich sein, eine Anlaufstelle im Stadtviertel zu haben. Auch sie möchten der Isolation entgehen, in die man mit Baby oder Kleinkind in der Elternzeit geraten kann, Anschluss finden, andere Väter treffen und mit ihnen in Austausch kommen, den Tag strukturieren, eine für sie und das Kind schöne Zeit verbringen und Erziehungskompetenzen weiterentwickeln. Als engagierte Väter, die ähnlich oder genauso viel Zeit mit ihren Kindern verbringen wie die Mütter und die Verantwortung für das gesamte Tagesgeschäft übernehmen, befinden sie sich noch in der Minderheit. Man kann diese stärkere Familienorientierung als Bestreben sehen, sich nun stärker den traditionell weiblich besetzten Bereich der ‚privaten Sphäre‘ und somit der Familie anzu-

eignen und zu erschließen, so, wie Frauen sich die traditionell männlich besetzte ‚öffentliche Sphäre‘ von Politik und Erwerbsarbeit erschlossen haben. Dies ist sehr zu begrüßen, und es wäre von Vorteil, Väter in diesem Bestreben zu unterstützen und ihnen in Einrichtungen der Familienbildung und -unterstützung keine, wenn auch ‚informellen‘, Steine in den Weg zu legen.

Laut Sturzenhecker und Richter (2009) wird im EKiz eine integrative Mischung der Teilnehmer_innenschaft auch nicht ausgeschlossen. Die Einrichtung sei zwar besonders gut für sozial benachteiligte Mütter geeignet, würde aber nicht auf einen „einseitigen Defizitbezug“ festgelegt (Sturzenhecker/Richter 2009, S. 13).

Auch Vätern kann der niedrigschwellige und voraussetzungslose Zugang zu der noch eher unvertrauten Welt der weiblich besetzten Sphäre der Eltern- und Familienbildung entgegenkommen. Hier drängt sich der Eindruck auf, dass die in der Sozialen Arbeit entwickelten Ansätze zum Absenken von Zugangsbarrieren für sozial benachteiligte Adressat_innen (Niedrigschwelligkeit, Geh-Struktur etc., s. Absatz 4.1 f.) auch für Väter in weiblich besetzten Elternbildungsangeboten sehr passend sein und den Zugang erleichtern können.⁶ Bei beiden Zielgruppen geht es darum, Schwellen zu unvertrauten und Distanzgefühle weckenden Settings soweit wie möglich abzusenken. Die EKiz könnten hier, ähnlich wie in Bezug auf sozial benachteiligte Zielgruppen, als ‚Türöffner‘ oder erste Anlaufstelle fungieren, in der junge Väter sich unverbindlich und selbstbestimmt mit der Welt der frühkindlichen Angebote vertraut machen können.

Somit sollten die pädagogischen Fachkräfte die Interessen der verschiedenen Nutzer_innengruppen in ihrem EKiz sorgfältig abwägen und ihre eigene Haltung und Denkstile gegenüber Vätern reflektieren. Anschließend kann entwickelt werden, wie das EKiz inklusionsfähig für Väter werden könnte, wiederum unter der Zuhilfenahme des Qualitätshandbuchs.

Inklusion von Vätern

Sollte sich im Team für die stärkere Einbindung von Vätern ausgesprochen werden, wäre es wichtig, dass Väter sich und ihr Leben im EKiz repräsentiert sehen und ihre Anwesenheit eine Normalität darstellt. Zentral wäre dabei die Einstellung einer kompe-

6 Zu aufsuchenden Strategien zur Erreichung von Vätern vgl. Schäfer 2010, S. 40.

tenten, männlichen Fachkraft, auch wenn es nach wie vor schwierig ist, Männer für den frühkindlichen Pädagogikbereich bzw. die Familienbildung zu gewinnen. Diese würde allein durch ihre Präsenz vermitteln, dass es sich beim EKIZ nicht um einen reinen Frauenraum handelt und Väter willkommen sind. Auch würden die Väter hier einen Ansprechpartner finden, der ihrer Vermutung nach ihre Perspektive als ‚Nicht-Mutter‘ besser verstehen kann und die bei ihnen auf mehr Akzeptanz stieße. Gleichzeitig scheint es unabhängig vom Geschlecht der Fachkraft zentral, Vätern eine ressourcenorientierte, Kompetenz unterstellende Haltung entgegenzubringen, die ihr Engagement in der Familie wertschätzt.

Auch über die Gestaltung der Räume, bspw. über Fotos von EKIZ-Vätern mit ihren Kindern bei einer gemeinsamen Unternehmung an den Wänden, kann Väter-Normalität symbolisch vermittelt werden (vgl. Evangelische Aktionsgemeinschaft für Familienfragen et al. 2009, S. 35).

Spezielle Treffpunkte und Aktionen für Väter mit Kindern können Raum für Austausch und Vernetzung bieten; diese könnten auch selbstorganisiert in den Räumlichkeiten des EKIZ stattfinden. Damit könnte u.U. zunächst der möglichen Schwierigkeit begegnet werden, dass es für manche muslimischen Frauen Einschränkungen bedeutet, das EKIZ mit Männern ‚teilen‘ zu müssen.

Konkrete Ansätze für die Praxis, orientiert an Diversity und Inklusion

Angesichts der konkreten Situation, dass sich im EKIZ Gruppen deutlich voneinander abgrenzen und sich eher homogene Cliques bilden, die nicht miteinander in Kontakt treten, stellt sich die Frage, wie darauf reagiert werden kann. Vonseiten einiger Väter bestehen Abgrenzungsprozesse, die auf Schubladendenken, Stereotypen und Klischees basieren. Manchmal kann als Motivation Selbstaufwertung und Distinktion, manchmal Unsicherheit im Umgang mit den ‚Anderen‘ benannt werden. Möglicherweise bestehen Vorbehalte und Unsicherheiten auch aufseiten der (migrantischen) Mütter.

Dabei verschwinden Individuen und Subjekte hinter einem Label (z. B. ‚Migrantin‘, ‚Muslima‘), das sämtliche andere Zugehörigkeiten zudeckt und die/den Träger_in des zugeschriebenen Labels objektiviert (vgl. Winkelmann 2014, S. 12). Auch wird eine in sich heterogene Gruppe von Müttern mit Migrationsgeschichte homogenisiert.

Die wahrgenommene Differenz scheint so groß, dass es keine Anknüpfungspunkte zu geben scheint, der Kontakt entweder nicht lohnt oder zu riskant ist und so die Gruppen unverbunden nebeneinander her existieren. Dabei stehen die Väter dann tendenziell allein auf weiter Flur, da sie mangels ‚Geschlechtsgenossen‘ keine eigene Clique bilden können. Es scheint schwierig, ein Gefühl von Gruppenkohäsion und Zugehörigkeit auszubilden, mit dem Ergebnis, dass die Väter für sich persönlich keinen persönlichen Gewinn oder Nutzen aus dem EKiz-Besuch ziehen können.

Rathje (2009) merkt jedoch an, dass ausgeprägte Differenzen und Heterogenität in einer Gruppe gar keinen Einfluss auf den Zusammenhalt einer Unternehmenskultur (hier: Einrichtungskultur) haben müssen bzw. dafür völlig unerheblich sind. Es ist gar nicht vorteilhaft für das Gefühl von Zugehörigkeit, wenn alle Mitglieder ‚gleich‘ sind (das sind sie ohnehin nie). Vielmehr beschreibt sie Zugehörigkeit als „kommunikativ vermittelte Vertrautheit mit den differenten Gewohnheiten einer Organisation“, also das Entstehen von Zugehörigkeit über die „Bekanntheit oder Normalität der vorhandenen Unterschiede“ (Rathje 2009, S. 6 f.). Dafür sind einerseits einheitsfördernde, andererseits differenzerhaltende Kommunikationsdynamiken wichtig, die sich miteinander in Balance befinden. Hier lässt sich auf das Konzept der Inklusion verweisen, das Zusammenhalt und Einheit fördert, dabei aber Vielfalt anerkennt, wertschätzt und erhält.

In diesem Sinne könnten die pädagogischen Fachkräfte im EKiz einerseits differente Lebensrealitäten und Zugehörigkeiten anerkennen, andererseits andere, einheitsstiftende, gemeinsame Zugehörigkeiten stärker betonen. Die EKiz-Besucher_innen sind Viertelbewohner_innen, SAGA- oder Genossenschaftsmieter_innen, HVV-Nutzer_innen, Kitaplatz- oder Wohnungssuchende, Eltern und womöglich vieles mehr.

Hierüber könnten Gespräche angeregt und Menschen miteinander in Kontakt gebracht werden. Es scheint, dass es hilfreich wäre, wenn die Fachkräfte stärker eine ‚Vermittlungsrolle‘ oder eine ‚Brückenbauerposition‘ einnehmen, um über gemeinsame Themen Kontakte herzustellen und verkrustete Cligenstrukturen etwas aufzubrechen.

Dies kann, dem alltagsweltlichen Kommunikationsraum EKiz angemessen, ‚en passant‘ geschehen, sodass zwanglose Begegnungen möglich werden. „Du hast Stress mit deinem Vermieter wegen Schimmel in der Wohnung? Warte, da hatte doch XY etwas Ähnliches erzählt, er/sie hat sich da oder dort informiert... Er/sie sitzt da drüben, ich stelle euch mal vor!“ (Hier sei auf die in Absatz 5.4 genannten Ansatzpunkte einer an

Diversity orientierten Praxis von Hormel/Scherr verwiesen. Bspw. könnten auch Themen wie die Diskriminierung von Migrant_innen auf dem Wohnungsmarkt zur Sprache kommen.) Gleichzeitig müssen bestimmte kulturelle Besonderheiten akzeptiert werden, wie bspw. den Umstand, dass manche muslimischen Frauen keinen ‚lockeren‘ Umgang mit nicht zur Familie gehörenden Männern pflegen können oder wollen.

Gelingt es, Menschen aus verschiedenen Gruppierungen miteinander in Kontakt zu bringen, wäre es ebenfalls möglich, unterschiedliche Erziehungsvorstellungen und unterschiedliches Erziehungshandeln zum Thema zu machen, ebenso das Aushandeln eines Umgangs in der Gruppe bzw. von Gruppenregeln oder der Austausch über familiäre Arbeitsteilung oder Familienkonzepte. Hier scheinen Bildungspotenziale noch nicht zur Entfaltung zu kommen, da potentiell konflikthafte Punkte nicht zum Thema gemacht und somit auch nicht offen besprechbar werden. Ebenso könnte die Tatsache, dass sich Väter allein unter Müttern unwohl fühlen können, im Gespräch von einer Fachkraft empathisch benannt und damit anerkannt werden.

Wenn diese Themen zum Gegenstand von Kommunikation und Aushandlung werden, muss niemand mehr kopfschüttelnd das EKIZ verlassen, sondern kann sich mit den divergierenden Positionen vertraut machen und Einfluss auf die Gestaltung des Miteinanders nehmen. Dafür ist es nötig, einen Kommunikationsraum zu schaffen, an dem alle EKIZ-Besucher_innen partizipieren können.

Für diese Arbeit wurden aus (einigen) der ermittelten Barrieren Inklusionsstandards abgeleitet, die als Ansatzpunkte für die Verringerung von Teilnahmebarrieren für Väter genutzt werden können.

Barriere(n)	Inklusionsstandard
Unbekanntheit des Angebots	Die Fachkräfte erproben vätergerechte Ansprachewege, bspw. eine präsenste Werbung im Stadtteil über Flyer, Poster etc. oder aufsuchende Strategien, bspw. das direkte Ansprechen an Orten, an denen sich Väter aufhalten, z. B. auf Spielplätzen, Parks, im Einkaufszentrum.
Öffnungszeiten	Das EKIZ berücksichtigt die Berufstätigkeit von Vätern und öffnet bspw. an einem Tag nachmittags oder am Wochenende.

Barriere(n)	Inklusionsstandard
Kein persönlicher Nutzen	Die Fachkräfte erheben den Bedarf von Vätern im EKIZ und entwickeln gemeinsam mit ihnen Elemente, die für sie in ihrem Väteralltag nützlich sind.
Unzufriedenheit mit Fachkräften/Struktur des Angebots	Die Fachkräfte eröffnen einen Kommunikationsraum bezüglich der gemeinsamen Regeln und des Umgangs in der Gruppe sowie der Wünsche bezüglich der Gestaltung des EKIZ (nicht im Sinne von Dienstleistung, sondern im Sinne des Entwickelns von Partizipationsmöglichkeiten)
Fehlende männliche Fachkraft	Es wird sich um männliche Präsenz im EKIZ bemüht, entweder eine männliche pädagogische Fachkraft für das EKIZ allgemein, einen Jahrespraktikanten oder eine männliche Leitung eines besonderen Angebots (bspw. des Singkreises oder einer Vätergruppe). Es könnten auch Väter eingebunden werden. Unabhängig davon wird über symbolische Repräsentation, bspw. über Bilder von Vätern mit Kindern an der Wand u.a. gearbeitet. Fachkräfte jeden Geschlechts pflegen eine ressourcenorientierte, wertschätzende und Kompetenz unterstellende Haltung gegenüber den Vätern.
Schwierigkeiten bei Kontakt und Interaktion/Allein unter Frauen/Geschlechtsspezifische Vergemeinschaftung u. Gesprächsthemen	Fachkräfte sind sensibel für die Situation der Väter in einem weiblich besetzten Raum und das damit verbundene mögliche Unwohlsein. Daher heißen sie die Väter gleich willkommen, zeigen Interesse an Vater und Kind und stellen, wenn möglich, Kontakte zu anderen Nutzer_innen her, die im Idealfall auch außerhalb des EKIZ ausgebaut werden. Die Fachkräfte übernehmen die Position einer „Brückenbauer_in“.
Konfrontation mit veraltetem Männerbild/Zuschreibung von Inkompetenz und Belehrung durch Fachkräfte	Die Fachkräfte kennen die unterschiedlichen Lebensrealitäten und Familiengestaltungen in ihrem Stadtteil. Sie pflegen eine ressourcenorientierte, wertschätzende und Kompetenz unterstellende Haltung gegenüber den Vätern und nehmen sie ernst.
(Vermutete) Skepsis gegenüber aktiver Vaterschaft vonseiten der Mütter	Die Fachkräfte vertreten eine klare positive Haltung gegenüber den Vätern im EKIZ. Sie regen zum Austausch von Einstellungen und Meinungen bezüglich der familiären Arbeitsteilung, Rollenbilder etc. an.
Nicht erfüllter Wunsch nach Kontakt und Austausch mit anderen aktiven Vätern	Vätern werden die Räumlichkeiten außerhalb der regulären Öffnungszeiten für selbstorganisierte oder angeleitete Treffen zur Verfügung gestellt, um Austausch und Vernetzung im Stadtteil zu fördern.

Barriere(n)	Inklusionsstandard
Gefühlter ‚Zusammenprall‘ verschiedener Kulturen/ Vermutete Ablehnung durch kulturell-religiöse Konzepte/Unsicherheit im interkulturellen Umgang/Distinktion vonseiten der Väter	Die Fachkräfte sind sensibel für die Unterschiedlichkeiten der verschiedenen Gruppen und Individuen im EKIZ und akzeptieren und schätzen diese grundsätzlich. Gleichzeitig betonen sie Gemeinsamkeiten, die unabhängig von Herkunft, Geschlecht und sozialem Milieu bestehen, bspw. indem sie die Besucher_innen als Viertelbewohner_innen, Mieter_innen, Eltern, Kitaplatz-Suchende etc. adressieren und darüber anlassbezogen Kontakte herstellen. Darüber sollen Klischees und Vorurteile übereinander abgebaut werden können. Die Fachkräfte sind sich wechselseitiger Unsicherheiten/Schwierigkeiten im Umgang miteinander bewusst und machen diese ggf. sensibel zum Thema.
Ausschlusspraktiken	Die Fachkräfte sind aufmerksam für das gruppendynamische Geschehen im EKIZ und damit verbundene Zusammenschlüsse und (bewusste oder unbewusste) Ausschlüsse. Sie suchen nach geeigneten Methoden, um Ausgrenzungen entgegenzuwirken.

Quelle: Eigene Darstellung

Ausblick für weiteres Forschungsinteresse

In der vorliegenden Arbeit konnten Perspektiven von sechs Vätern in Erfahrung gebracht werden, die über einen ähnlichen sozialen Hintergrund verfügen. Wie dargestellt, sind die Lebensrealitäten von Vätern heterogen. Es konnten somit keine Erkenntnisse über die mögliche Zielgruppe sozial benachteiligter Väter, auch mit Migrationshintergrund, gewonnen werden. Hier bedarf es offensichtlich anderer Ansprachewege als das Ansprechen auf dem Spielplatz. Sinnvoll wäre eventuell eine Interviewpartner-Gewinnung über das sog. „Schneeballsystem“, bei dem eine erste Kontaktperson andere mögliche Interviewpartner vermittelt, die dann ihrerseits an Bekannte weitervermitteln. Dies ist bei schwieriger zugänglichen Personengruppen ein gangbarer Weg, auch, wenn sich dadurch wieder eine gewisse Homogenität der Befragtengruppe ergeben kann (vgl. Akremi 2014, S. 272 f.). Grundsätzlich wäre es wichtig und interessant zu erforschen, über welche Erfahrungen und Bedarfe die o.g. Väter in Bezug auf das EKIZ verfügen und wie sich für sie Zugangs- und Teilnahmebarrieren realisieren.

Eine teilnehmende Beobachtung im EKiz wäre im Hinblick auf Gruppendynamiken, Abgrenzung, Ausschluss und Vergemeinschaftung interessant.

Auch Interviews mit Müttern verschiedener Hintergründe, die zum Stammpublikum der Eltern-Kind-Zentren gehören, könnten dazu befragt werden, wie sie die Anwesenheit von Vätern bzw. Männern im Eltern-Kind-Zentrum wahrnehmen, wie ihre Einstellung gegenüber Vätern ist, die Säuglinge und Kleinkinder versorgen und was es für sie bedeuten würde, wenn sich mehr Väter unter die Besucher_innen mischen. Ergäben sich Nutzungseinschränkungen? Welche?

Gleichzeitig ergibt sich ein weiterer Ansatzpunkt für weiterführende Forschungen in Bezug auf die pädagogischen Fachkräfte und die Eltern-Kind-Zentren, in denen sie arbeiten.

Einerseits könnte die aktuelle Teilnahme-situation von Vätern in allen Zentren erhoben werden. Gibt es Einrichtungen, die mehr Väter erreichen? Welche Väter? Woran liegt das?

Weiterhin könnten EKiz-Leitungen und -Mitarbeiterinnen zu ihren Erfahrungen, Haltungen, Denkweisen in Bezug auf Väter im EKiz interviewt werden. Sind sie als Zielgruppe präsent und ‚auf dem Schirm‘? Ist es wünschenswert, dass (viele) Väter das EKiz (regelmäßig) besuchen? Was spricht dafür, was dagegen? Wie sehen die Fachkräfte Väter? Nehmen sie sie in ihrer Elternrolle ernst, oder finden sie Väter mit kleinen Kindern auf dem Spielteppich eher „niedlich“⁷?

Interessant wäre auch ein Workshop zum Thema ‚Väter als Zielgruppe im EKiz‘ auf der Basis der dort erarbeiteten Erkenntnisse für alle Fachkräfte, um Austausch und Weiterentwicklung voranzutreiben.

7 Äußerung einer EKiz-Fachkraft bei einem informellen Gespräch auf einem EKiz-Workshop im Juni 2016

11 Literaturverzeichnis

- Akremit, Leila** (2014): Stichprobenziehung in der qualitativen Sozialforschung. In: **Baur, Nina; Blasius, Jörg (Hrsg.)** (2014): *Handbuch Methoden der empirischen Sozialforschung*. Wiesbaden (Springer VS), S. 265–283.
- Anwander, Armin** (2006): *Organisationskultur*. Online verfügbar unter: http://www.bertelsmann-stiftung.de/bst/de/media/xcms_bst_dms_23124__2.pdf (letzter Zugriff 15.03.2017).
- Barz, Heiner; Tippelt, Rudolf** (Hrsg.) (2004): *Weiterbildung und soziale Milieus in Deutschland*. Bielefeld (Bertelsmann).
- Beck, Iris** (2013): Kinder und Jugendliche mit Handicap. In: **Deinet, Ulrich; Sturzenhecker, Benedikt (Hrsg.)** (2013): *Handbuch Offene Kinder- und Jugendarbeit*. 4., überarbeitete und aktualisierte Auflage. Wiesbaden (Springer VS), S. 135–142.
- Bilger, Frauke; Gnahs, Dieter; Hartmann, Josef & Kuper, Harm (Hrsg.)** (2013): *Weiterbildungsverhalten in Deutschland: Resultate des Adult Education Survey 2012*. Bielefeld (Bertelsmann).
- Boeser, Christian** (2004): *Familienbildung – eine Chance für Männer*. Online-Familienhandbuch; <https://www.familienhandbuch.de/unterstuetzungsangebote/bildungsangebote/fbeinechancefm.php> (letzter Zugriff 28.05.2017).
- Bremer, Helmut** (2007): *Soziale Milieus, Habitus und Lernen: zur sozialen Selektivität des Bildungswesens am Beispiel der Weiterbildung*. Weinheim (Juventa).
- Bundesministerium für Bildung und Forschung (Hrsg.)** (2005): *Berichtssystem Weiterbildung IX: Ergebnisse der Repräsentativbefragung zur Weiterbildungssituation in Deutschland*. Kuwan, Helmut; Thebis, Frauke. Bonn (BMBF).
- Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ) (Hrsg.)** (2017): *15. Kinder- und Jugendbericht. Bericht über die Lebenssituation junger Menschen und die Leistungen der Kinder- und Jugendhilfe in Deutschland*. Online verfügbar unter <https://www.bmfsfj.de/bmfsfj/service/publikationen> (letzter Zugriff 25.06.2017).
- Commerzbank AG, Group Human Resources (Hrsg.)** (2015): *Väter bei der Commerzbank – ein Kulturwandel entsteht. Die Commerzbank-Väter-Studie 2015*. Online verfügbar unter: https://www.commerzbank.de/media/karriere/diversity_neu/Vaeterstudie_2015.pdf (letzter Zugriff 14.06.2017).

- Dannenbeck, Clemens; Dorrance, Carmen** (2014): Der Inklusionsdiskurs und die (Offene) Kinder- und Jugendarbeit: vom Diskursanlass zur Reflexion von Vielfalt und Differenz. In: *Neue Praxis (np) – Zeitschrift für Sozialarbeit, Sozialpädagogik und Sozialpolitik*. Vol. 44, No. 2 (2014), Lahnstein, S. 150–157.
- Deutscher Verein für öffentliche und private Fürsorge e. V.** (2005): *Niedrigschwelliger Zugang zu familienunterstützenden Angeboten in Kommunen. Handlungsempfehlungen des Deutschen Vereins*. Online verfügbar unter: <http://www.buendnis-salzgitter.de/downloads/empfehlung.pdf> (letzter Zugriff 30.06.2017).
- Döge, Peter** (2010): Männer als aktive Väter – Vatersein im Spiegel aktueller wissenschaftlicher Studien. In: **Niedersächsisches Ministerium für Frauen, Familie, Gesundheit und Integration (Hrsg.)** (2010): *Väterarbeit in Niedersachsen. Väter. Räume. Gestalten. Ein Handbuch für Fachkräfte in der Väterarbeit und für an Väterarbeit Interessierte*. Hannover, S. 9–17.
- Dresing, Thorsten; Pehl, Thorsten**: *Praxisbuch Interview, Transkription & Analyse. Anleitungen und Regelsysteme für qualitativ Forschende*. 6. Auflage. Marburg, 2015. Online verfügbar unter: www.audiotranskription.de/praxisbuch (Datum des Downloads: 15.03.2017).
- Evangelische Landesarbeitsgemeinschaft für Familienfragen (Arbeitskreis Westfalen-Lippe)/Männerarbeit im Institut für Kirche und Gesellschaft der Evangelischen Kirche von Westfalen/Hauptstelle für Familienberatung der Evangelischen Kirche von Westfalen in der Diakonie/Amt für Jugendarbeit in der Evangelischen Kirche von Westfalen/Referat für Männerarbeit und Erwachsenenbildung im Kirchenkreis Unna/Diakonie Rheinland-Westfalen-Lippe e. V (Hrsg.)** (2009): *Tolle Sachen mit den Vätern ... Impulse und Ideen für Kitas*. Online verfügbar unter https://www.diakonie-rwl.de/sites/default/files/tolle_sachen_mit_den_vaetern.pdf (letzter Zugriff 25.06.2017).
- Faulstich, Peter; Zeuner, Christine** (2008): *Erwachsenenbildung*. München, Weinheim (Juventa).
- Faulstich, Peter; Zeuner, Christine** (2010): *Erwachsenenbildung*. München, Weinheim (Beltz).
- Fischer, Veronika** (2009): Familienbildung im Migrationskontext: eine Bestandsaufnahme der Eltern- und Familienbildung in Nordrhein-Westfalen. In: *Migration und Soziale Arbeit*, Vol. 31, Nr. 2. Weinheim (Juventa), S. 123 – 129.
- Flick, Uwe; von Kardorff, Ernst & Steinke, Ines** (2012): Was ist qualitative Forschung? Einleitung und Überblick. In: **Flick, Uwe; von Kardorff, Ernst & Steinke, Ines (Hrsg.)** (2012): *Qualitative Forschung. Ein Handbuch*. 9. Auflage. Reinbek bei Hamburg (Rowohlt-Taschenbuch), S. 13–29.

- Friedrichs, Jürgen:** Forschungsethik. In: **Baur, Nina; Blasius, Jörg (Hrsg.)** (2014): *Handbuch Methoden der empirischen Sozialforschung*. Wiesbaden (Springer VS), S. 81–93.
- Fuchs-Heinritz, Werner; König, Alexandra** (2014): *Pierre Bourdieu: Eine Einführung*. 3. überarbeitete Auflage. Konstanz, München (UVK).
- Gundlach, Hannah** (2014): *Familienunterstützung in Deutschland. Institutionelle Entwicklung und Analyse der Zielgruppenerreichbarkeit am Beispiel der Eltern-Kind-Zentren in Hamburg*. Master Thesis Sozialpolitik, Universität Bremen.
- Graßhoff, Gunther** (2015): *Adressatinnen und Adressaten in der Sozialen Arbeit. Eine Einführung*. Wiesbaden (Springer VS).
- Grunwald, Klaus; Thiersch, Hans** (2011): Lebensweltorientierung. In: **Otto, Hans-Uwe; Thiersch, Hans (Hrsg.)** (2011): *Handbuch Soziale Arbeit*. 4., völlig neu bearbeitete Auflage. München, Basel (Reinhardt), S. 854–863.
- Hamburg.de** (o. J.): *Betreuung auch ohne Job. Anspruch auf Kindertagesbetreuung*. Online unter: <http://www.hamburg.de/elternbeitrag/3908280/rechtsanspruch-einjaehrige/> (Letzter Zugriff am 13.06.2017).
- Heck, Helmut** (2012): Barrieren. In: **Beck, Iris; Greving, Heinrich & Jantzen, Wolfgang (Hrsg.)** (2012): *Lebenslage und Lebensbewältigung*. Stuttgart (Kohlhammer), S. 328–333.
- Heitkötter, Martina; Thiessen, Barbara** (2009): Familienbildung: Entwicklungen und Herausforderungen. In: **Mertens, Gerhard; Frost, Ursula; Böhm, Winfried & Ladenthin, Volker (Hrsg.)** (2009): *Handbuch der Erziehungswissenschaft*, Band III/1 Familie – Kindheit – Jugend – Gender. Paderborn (Ferdinand Schöningh), S. 423–436
- Hundsatz, Andreas** (2006): Erziehungsberatung in Bewegung. In: **Zimmer, Andreas; Schrapper, Christian (Hrsg.)** (2006): *Zukunft der Erziehungsberatung: Herausforderungen und Handlungsfelder*. Weinheim (Juventa), S. 61–72.
- Katzenbach, Dieter** (2013): Inklusion- Begründungsfiguren, Organisationsformen, Antinomien. In: **Burtscher, Reinhard; Ditschek, Eduard Jan; Ackermann, Karl-Ernst; Kil, Monika & Kronauer, Martin (Hrsg.)** (2013): *Zugänge zu Inklusion. Erwachsenenbildung, Behindertenpädagogik und Soziologie im Dialog*. Bielefeld (Bertelsmann), S. 27–38.
- Kirst, Simone** (2006): „Öffnung der Erziehungsberatung“? In: **Zimmer, Andreas; Schrapper, Christian (Hrsg.)** (2006): *Zukunft der Erziehungsberatung: Herausforderungen und Handlungsfelder*. Weinheim (Juventa), S. 71–86.

- Krist, Marita** (2006): Modelle „zugehender Beratung“. Erfahrungen aus dem Projekt „Zugehende Beratung in Kindertagesstätten“ und damit verbundene Perspektiven für die Erziehungsberatungsstellen im Bistum Trier. In: **Zimmer, Andreas; Schrapper, Christian (Hrsg.)** (2006): *Zukunft der Erziehungsberatung: Herausforderungen und Handlungsfelder*. Weinheim (Juventa), S. 95–106.
- Kronauer, Martin** (2013): Soziologische Anmerkungen zu zwei Debatten über Inklusion und Exklusion. In: **Burtscher, Reinhard; Ditschek, Eduard Jan; Ackermann, Karl-Ernst; Kil, Monika & Kronauer, Martin (Hrsg.)**: *Zugänge zu Inklusion. Erwachsenenbildung, Behindertenpädagogik und Soziologie im Dialog*. Bielefeld (Bertelsmann), S. 17–25.
- Krüger, Helga** (2001): Geschlecht, Territorien, Institutionen. Beitrag zu einer Soziologie der Lebenslauf-Relationalität. In: **Born, Claudia; Krüger, Helga (Hrsg.)** (2001): *Individualisierung und Verflechtung: Geschlecht und Generation im deutschen Lebenslaufregime*. Weinheim und München (Juventa), S. 257–301.
- Kuckartz, Udo** (2014): *Qualitative Inhaltsanalyse. Methoden, Praxis, Computerunterstützung*. 2., durchgesehene Auflage. Weinheim und Basel (Beltz Juventa).
- Kühl, Stefan** (2010): *Informalität und Organisationskultur. Ein Systematisierungsversuch*. Working Paper 3/2010. Online verfügbar unter: <http://www.uni-bielefeld.de/soz/forschung/orgsoz/Informalitat-und-Organisationskultur-Workingpaper01062010.pdf> (letzter Zugriff 20.05.2017).
- Lamnek, Siegfried** (1995): *Qualitative Sozialforschung*. Band 1 Methodologie. 3. korr. Ausgabe. München (Beltz).
- Lamnek, Siegfried** (2010): *Qualitative Sozialforschung: Lehrbuch*. Unter Mitarbeit von Claudia Krell. 5. überarbeitete Auflage. Weinheim (Beltz).
- Landesarbeitsgemeinschaften der Familienbildung in NRW (Hrsg.)** (2011): *Echt stark! Väter in der Familienbildung*. Handbuch „Väter im Blickpunkt der Familienbildung“ der Landesarbeitsgemeinschaften der Familienbildung in Nordrhein-Westfalen. Wuppertal.
- Lösel, Friedrich** (2006): *Bestandsaufnahme und Evaluation von Angeboten im Elternbildungsbereich*. Universität Erlangen-Nürnberg.
- Mecheril, Paul** (2004): *Einführung in die Migrationspädagogik*. Weinheim (Beltz).
- Mecheril, Paul** (2008): *Diversity. Differenzordnungen und Modi ihrer Verknüpfung*. http://www.migration-boell.de/web/diversity/48_1761.asp (letzter Zugriff 20.05.2017).
- Mecheril, Paul; Vorrink, Andrea** (2012): Diversity und Soziale Arbeit: Umriss eines kritisch-reflexiven Ansatzes. In: *Archiv für Wissenschaft und Praxis der sozialen Arbeit*. Themenheft: „Diversity Management und soziale Arbeit“, S. 92–101.

- Mengel, Melanie** (2007): *Familienbildung mit benachteiligten Adressaten: eine Betrachtung aus andragogischer Perspektive*. Wiesbaden (VS).
- Merkens Hans** (2012): Auswahlverfahren, Sampling, Fallkonstruktion. In: **Flick, Uwe; von Kardorff, Ernst & Steinke, Ines (Hrsg.)** (2012): *Qualitative Forschung. Ein Handbuch*. 9. Auflage. Reinbek bei Hamburg (Rowohlt-Taschenbuch), S. 286–298.
- Müller, Jessica** (2013): *Drogenabhängigkeit und Soziale Arbeit. Nutzen und Nutzungsprozesse niedrigschwelliger, akzeptanzorientierter Drogenhilfeangebote*. Hamburg (disserta).
- Nationales Zentrum Frühe Hilfen** (2014): *Leitbild Frühe Hilfen – Beitrag des NZFH-Beirats*. <https://bib.bzga.de/anzeige/publikationen/titel/Leitbild%20Fr%C3%BCher%20Hilfen%20%E2%80%93%20Beitrag%20des%20NZFH-Beirats/seite/1/> (29.05.2017).
- Niedersächsisches Ministerium für Frauen, Familie, Gesundheit und Integration (Hrsg.)** (2010): *Väterarbeit in Niedersachsen. Väter. Räume. Gestalten. Ein Handbuch für Fachkräfte in der Väterarbeit und für an Väterarbeit Interessierte*. Hannover.
- Oelerich, Gertrud; Schaarschuch, Andreas** (2013): Sozialpädagogische Nutzerforschung. In: **Graßhoff, Gunther (Hrsg.)** (2013): *Adressaten, Nutzer, Agency. Akteursbezogene Forschungsperspektiven in der Sozialen Arbeit*. Wiesbaden (Springer VS).
- Petzold, Matthias** (2002): *Vaterschaft heute. Online-Familienhandbuch*. Online verfügbar unter: <https://www.familienhandbuch.de/familie-leben/familienformen/muetter-vaeter/vaterschaftheute.php> (28.05.2017).
- Rathje, Stefanie** (2009): *Gestaltung von Organisationskultur – Ein Paradigmenwechsel*. Online verfügbar unter: http://www.stefanie-rathje.com/fileadmin/Downloads/stefanie_rathje_organisationskultur.pdf (letzter Zugriff 20.05.2017).
- Redemeyer, Angela** (2011): *Niedrigschwelligkeit. – Was bedeutet das wirklich? Eine begriffliche Auseinandersetzung für die Soziale Arbeit*. Unter Mitarbeit von Barbara Block. In: *Sozialmagazin*, Nr. 5, Vol. 36. Weinheim (Juventa), S. 22–30.
- Reich-Claassen, Jutta** (2010): *Warum Erwachsene (nicht) an Weiterbildungsveranstaltungen partizipieren: Einstellungen und prägende Bildungserfahrungen als Regulative des Weiterbildungsverhaltens. Eine qualitativ-explorative Untersuchung erwartungswidriger Teilnahme und Nichtteilnahme an Erwachsenenbildung*. Münster (LIT).
- Reichenbach, Marie-Therese** (2015): Wider den Begriff der Niedrigschwelligkeit. Kritische Betrachtung eines ungeklärten Begriffes in der Sozialen Arbeit. In: *Soziale Arbeit* (2015), Heft 9, S. 335–341.

- Riegel, Christine** (2016): *Bildung – Intersektionalität – Othering. Pädagogisches Handeln in widersprüchlichen Verhältnissen*. Bielefeld (transkript).
- Rose, Lotte** (2007): *Gender und Soziale Arbeit*. Baltmannsweiler (Schneider Verlag Hohengehren).
- Schäfer, Eberhard** (2010): Familienbildung muss vätergerecht werden. In: **Niedersächsisches Ministerium für Frauen, Familie, Gesundheit und Integration (Hrsg.)** (2010): *Väterarbeit in Niedersachsen. Väter. Räume. Gestalten. Ein Handbuch für Fachkräfte in der Väterarbeit und für an Väterarbeit Interessierte*. Hannover, S. 39–42.
- Schirmacher, Gesa** (2010): Väter in der (Familien-)Bildung. In: **Niedersächsisches Ministerium für Frauen, Familie, Gesundheit und Integration (Hrsg.)** (2010): *Väterarbeit in Niedersachsen. Väter. Räume. Gestalten. Ein Handbuch für Fachkräfte in der Väterarbeit und für an Väterarbeit Interessierte*. Hannover, S. 37–38.
- Schmidt, Holger** (2011): Zum Forschungsstand der Offenen Kinder- und Jugendarbeit. In: **Schmidt, Holger (Hrsg.)** (2011): *Empirie der Offenen Kinder- und Jugendarbeit*. Wiesbaden (Springer VS), S. 13–130.
- Schmidt, Holger** (2013): Das Wissen zur Offenen Kinder- und Jugendarbeit. In: **Deinet, Ulrich; Sturzenhecker, Benedikt (Hrsg.)** (2013): *Handbuch Offene Kinder- und Jugendarbeit*. 4., überarbeitete und aktualisierte Auflage. Wiesbaden (Springer VS), S. 11–22.
- Senat Hamburg** (2007): *Beantwortung des Ersuchens der Bürgerschaft vom 24. August 2006 (Drucksache 18/4785). Kitas zu Eltern-Kind-Zentren entwickeln*. Hg. v. Bürgerschaft der freien und Hansestadt Hamburg (Drucksache 18/5929). Online verfügbar unter <http://www.buergerschaft-hh.de/parldok/> (letzter Zugriff 25.06.2017).
- Senat Hamburg** (2016): *Schriftliche Kleine Anfrage und Antwort des Senats: „Situation der Erziehungsberatungsstellen, Kinder-, Familienzentren und Eltern-Kind-Zentren“*. Hg. v. Bürgerschaft der freien und Hansestadt Hamburg (Drucksache 21/5685). Online verfügbar unter <https://kleineanfragen.de/hamburg/21/5685-situation-der-erziehungsberatungsstellen-kinder-familienzentren-und-eltern-kind-zentren> (letzter Zugriff 25.06.2017).
- Senat Hamburg** (2016): *Schriftliche Kleine Anfrage und Antwort des Senats: „Eltern-Kind-Zentren (EKiZ)“*. Hg. v. Bürgerschaft der freien und Hansestadt Hamburg (Drucksache 21/3285) Online verfügbar unter <https://www.buergerschaft-hh.de/ParlDok/dokument/51648/eltern-kind-zentren-ekiz-.pdf> (letzter Zugriff 25.06.2017).
- Smolka, Adelheid** (2002): *Beratungsbedarf und Informationsstrategien im Erziehungsalltag. Ergebnisse einer Elternbefragung zum Thema Familienbildung*. Staatsinstitut für Familienforschung an der Universität Bamberg (ifb).

- Streck, Rebekka** (2012): Stigma-Management und Soziale Arbeit: akzeptierende Drogenarbeit als Generator entlastender Erfahrungen. In: **Effinger, Herbert; Borrmann, Stefan; Gahleitner, Silke Birgitta; Köttig, Michaela; Kraus, Björn & Stövesand, Sabine (Hrsg.)** (2012): *Diversität und soziale Ungleichheit: analytische Zugänge und professionelles Handeln in der Sozialen Arbeit*. Opladen (Budrich), S. 182–192.
- Sturzenhecker, Benedikt** (2009a): *Eltern-Kind-Zentren in Hamburg. Bericht der Evaluation 2008/09. Evaluation von 18 Eltern-Kind-Zentren in Hamburg. Abschlussbericht*. Unter Mitarbeit von Janne Braband, Anne Ernst, Elisabeth Richter, Heike Schmick, Nissar Gardi, Katharina Ratka und Birgit Wandersleben. Hg. v. Behörde für Soziales, Familie Gesundheit und Verbraucherschutz (BSG). Online verfügbar unter <http://www.hamburg.de/contentblob/1773736/data/evaluation.pdf>.
- Sturzenhecker, Benedikt** (2009b): Das Frühstück der Mütter – Elternbildung mit benachteiligten Müttern in Hamburger Eltern-Kind-Zentren. In: **Rose, Lotte; Sturzenhecker, Benedikt (Hrsg.)**: *Erst kommt das Fressen...! Über Essen und Kochen in der Sozialen Arbeit*. Wiesbaden (VS), S. 59–76.
- Sturzenhecker, Benedikt; Richter, Elisabeth** (2009): Wie gelingt Elternbildung mit sozial benachteiligten Familien? Ergebnisse einer Evaluation von Eltern-Kind-Zentren in Hamburg. In: *neue praxis*, 39. Jg., Heft 4/2009, S. 415–426.
- Sturzenhecker, Benedikt; Voigtsberger, Ulrike (Hrsg.)** (2015): *Das Qualitätskonzept der Hamburger Eltern-Kind-Zentren. Ergebnisse des Projekts „Weiterentwicklung der Eltern-Kind-Zentren durch die kooperative Entwicklung von Qualitätsstandards“*. Hamburg.
- Textor, Martin** (2007): Familienbildung. In: **Ecarius, Jutta (Hrsg.)**: *Handbuch Familie*. Wiesbaden (VS), S. 366–388.
- Thiersch, Hans** (2009): *Lebensweltorientierte soziale Arbeit: Aufgaben der Praxis im sozialen Wandel*. 7. Auflage. Weinheim (Juventa).
- Tunç, Michael** (2010): Alles fremd und doch auch ähnlich? Väter mit Migrationshintergrund. In: *Frühe Kindheit*. 13. Jg. Nr. 6, S. 42–47.
- Voigts, Gunda** (2014): Inklusion als Auftrag: Eine Standortbestimmung von Kinder- und Jugendarbeit auf dem Weg zu inklusiven Gestaltungsprinzipien: Herausforderungen – Realitäten – Perspektiven. In: *Neue Praxis* (np), Zeitschrift für Sozialarbeit, Sozialpädagogik und Sozialpolitik. Vol. 44, Heft 2, S. 140–149.
- Voigts, Gunda** (2015): *Kinder in Jugendverbänden: Eine empirische Untersuchung zu Strukturen, Konzepten und Motiven im Kontext der gesellschaftlichen Debatten um Inklusion*. Opladen (Barbara Budrich).
- Walgenbach, Katharina** (2017): *Heterogenität – Intersektionalität – Diversity in der Erziehungswissenschaft*. Opladen, Toronto (Barbara Budrich).

- Weinberg, Johannes** (2000): *Einführung in das Studium der Erwachsenenbildung*. 3. vollständig überarbeitete Neuauflage. Bad Heilbrunn/Obb. (Klinkhardt).
- Wilke, Franziska; Hachfeld, Axinja; Höhl, Hans-Ulrich & Anders, Yvonne** (2014): Welche Familien erreichen Angebote zur Familienbildung? Eine Analyse der Teilnehmerstruktur am Beispiel des modularen Projekts Chancenreich. In: *Empirische Sonderpädagogik*, Nr. 3, S. 195–210.
- Winkelmann, Anne Sophie** (2014): *More than culture. Diversitätsbewusste Bildung in der internationalen Jugendarbeit. Eine Handreichung für die Praxis*. Jugend für Europa (Hrsg.) Bonn.

Anhang A: Codierleitfaden

Hauptkategorie	Subkategorie	Anwendung	Ankerbeispiel
1 Vermutete Zugangsbarrieren		Gründe, die den Besuch im EKiz von vorneherein verhindern, sodass keine Interaktionsprozesse entstehen	
	1.1 EKiz-Konkurrenz KITA		Also ich würd da jetzt nicht eine Schuld beim EKiz suchen, sondern eher in dieser auslaufenden Betreuungsform durch die flächendeckendere, nicht flächendeckende, aber eine bessere Kita-Betreuung als vor zehn Jahren, fünfzehn Jahren, zwanzig Jahren. #00:18:08-3# (Philipp)
	1.2 Unbekanntheit des Angebots	Wenn Aspekte genannt werden, die sich auf die Unbekanntheit des EKiz beziehen	Ich glaube, zum einen, dass die Werbung schlecht ist. Dass davon einfach super wenig Leute wissen. #00:53:36-4# (Alex)
	1.3 Öffnungszeiten	Wenn die Öffnungszeiten als Barriere angesprochen werden	Also ich habe ein paar Väter, ein, zwei Mal gesehen und dann nie wieder, kann aber auch damit zusammenhängen, dass ihre Elternzeit vorbei war, oder die arbeiten mussten in der Zeit. Ich meine das ist vormittags, also das ist von 11:00 bis 12:00 Uhr ist dann das Kinderturnen und dann ist es nicht die/ es ist ja nicht die optimale Zeit für Leute, die berufstätig sind, so nicht? #00:22:49-9# (Alex)
	1.4 Keine aktive Vaterschaft	Wenn als Grund für das Fernbleiben der Väter das Vaterschaftskonzept angesprochen wird	Ja, das, was ich ja auch ein Stückweit vorgelebt gekriegt habe durch meine Eltern, wo mein Vater ja auch voll berufstätig war, aber ich finde das total schön und ich glaube auch, dass das auch für meinen Sohn total vernünftig ist, dass der so viel Zeit mit seinem Vater verbringen kann. Also trotzdem glaube ich, dass das nicht der Normalzustand ist, so. Das ist nicht noch nicht so weit, dass das für alle Menschen irgendwie/ich kenne auch Väter, die haben da keinen Bock drauf so, die sind dann gestresst davon, aber/ und das ist so. #00:26:20-5# (Alex)
	1.5 Gatekeeping durch die Mütter	Wenn die Rolle der Mütter für das Fernbleiben der Väter angesprochen wird	Ja, das ist zum einen glaube ich, dass sind krass die Hormone so, die dann einfach sagen, „das ist mein Kind.“ Und dann auch vielleicht, dass sie es ihm nicht zutrauen. Ja. Fragwürdig. #01:07:29-7 (Alex)

Hauptkategorie	Subkategorie	Anwendung	Ankerbeispiel
	1.6 Arbeitsteilung/ Erwerbsarbeit	Wenn Aspekte der familiären Arbeitsteilung und der Erwerbsarbeit für das Fernbleiben der Väter angesprochen werden	Das liegt daran, dass den Großteil der Betreuungsarbeit immer noch Frauen übernehmen. Also, ich hab auch Elternzeit genommen, nur ein Vierteljahr, meine Frau ein Jahr, das lag dann aber auch mit dem Stillen und solchen Dingen zusammen, dass halt die Aufgabe der Mann nicht übernehmen kann, das ist das eine. (Johannes)
2 EKiz-Angebot		Wenn sich auf die allgemeine Ausgestaltung des Angebots bezogen wird	Und dann wär's halt schön gewesen, wenn es halt, ähnlich wie in einer Kita, qualifizierte Fachkräfte da sind. #00:18:41-0# (Philipp)
	2.1 Nichtpassung Angebot-kindliche Bedürfnisse	Wenn als Grund für die Nichtnutzung die Bedürfnisse des Kindes oder die Lebensphase angeführt wird	Ja, da, ich hatte, ja, ich hab ja auch andere Bedürfnisse gehabt damals. Heute würde ich das sicherlich machen, jetzt ist unser Sohn drei, er kann kommunizieren, der kann seine Bedürfnisse kundtun, der kann angesprochen werden, kann darauf reagieren, wenn er angesprochen wird, und dann kann er auf dem Schoß sitzen und würde ein Brötchen essen und wenn einer sagt, komm ich zeig dir was, würde er vielleicht da hin gehen und so. Und da war unser Sohn ein halbes Jahr oder ein viertel Jahr alt, das war so ein Würmchen, das musste man so im Arm tragen, und da wollten wir lieber aufm Teppich sitzen, auf diesen weißen Polstern, also da wollten wir uns noch gar nicht irgendwo an den Tisch setzen. #00:24:28-9# (Johannes)
	2.3 Unzufriedenheit mit Fachkräften u. Pädagogik	Wenn allgemein Unzufriedenheit mit den Fachkräften bzw. deren pädagogischen Handeln angesprochen wird, aber nicht in Bezug auf die Kategorie Geschlecht.	Und dann wär's halt schön gewesen, wenn es halt, ähnlich wie in einer Kita, qualifizierte Fachkräfte da sind. #00:18:41-0# (Philipp)
	2.4 Kein persönlicher Nutzen	Wenn ersichtlich wird, dass der EKiz-Besuch den Vätern wenig Nutzen bringt	Und wenn ich da alleine war, fand ich es eigentlich immer ein komisches Gefühl von ich gehe hier sowieso nur wegen meinem Kleinen hin, damit er irgendwie den Spaß hat, aber für mich, mir gibt es hier überhaupt nichts so. #00:07:39-7# (Alex)

Hauptkategorie	Subkategorie	Anwendung	Ankerbeispiel
	2.5 Struktur des Angebots	Wenn sich auf die (offene) Gestaltung des Angebots bezogen wird	I: Und an der Elternschule seid ihr dann ja auch bis heute geblieben- was fandest du da ansprechender? #00:18:06-5# Ja, dass die Angebote haben. Also, dass sie sagen, halt, heute ist Musik, morgen ist Sport, übermorgen Frühstück für Alleinerziehende oder Menschen mit Migrationsgeschichte, also, da kann man sich ja raussuchen, was man will und wenn man hinkommt, hat man 'ne Kursleitung, die fragt nach dem Namen, es gibt eine Vorstellungsrunde, also die Geschichte, und dann ist man schon eine Gruppe. Da wird die Tür zugemacht, es beginnt, und es hat wieder ein Ende. #00:18:46-5# I: Also deutlich mehr Struktur #00:18:51-2# Genau, als so ein offenes Kommen und Gehen. #00:18:50-6# (Johannes)
	2.6 Kein Bedarf	Wenn angesprochen wird, keinen Bedarf an EKIZ-Besuchen zu haben	Und das andere, halt, ich hab noch keinen Grund gesehen, da wieder hinzugehen, weil ich genug Leute in meinem Umfeld habe, mit denen ich dann halt mal so treffen kann oder mich dann seitdem auch getroffen habe. Irgendwie hab ich jetzt noch keinen Anlass gehabt. (Paul)
3 Schwierigkeiten Kontakt u Interaktion		Wenn allgemein über Schwierigkeiten berichtet wird, mit anderen Personen im EKIZ in Kontakt zu kommen, aber nicht in Bezug auf Geschlecht oder Kultur	Und (...) wie gesagt, ich habe da nie ein längeres Gespräch als eine Minute geführt oder drei, vier Sätze halt so. Sonst nie ein längeres Gespräch da geführt. (...) Und man muss dazu sagen, da saßen dann so 20 bis 30 Leute in diesem Raum und in der gesamten Zeit habe ich mich mit zwei oder drei Leuten dann unterhalten #00:57:03-0# (Tim)
	3.1 Fehlende Einbindung durch Fachkraft	Wenn das Verhalten der Fachkraft in Bezug auf den Erstkontakt angesprochen wird	Na ja, was heißt jetzt mit o-, da ist ja auch der Anspruch zu hoch, wenn ich das so ausdrücke. Das erwarte ich ja nicht, dass da jemand. Aber dass da irgendwie eine Person wäre, die sagt ,kommt rein, hier ist die Möglichkeit, da könnt ihr sitzen, da könnt ihr spielen, ich sehe, ihr habt ein drei Monate altes Kind, musst du irgendwann stillen, dann machst du das vielleicht da, willst du wickeln, dann ist es da'-so. #00:07:57-8# (Johannes)

Hauptkategorie	Subkategorie	Anwendung	Ankerbeispiel
	3.2 Nichterfüllter Wunsch nach Kontakten im Stadtviertel	Wenn der Wunsch nach sozialen Kontakten im Stadtviertel angesprochen wird, aber nicht in Bezug auf andere Väter	Wenn die Erwachsenen sich so sehr drängen, dass sie nicht mehr sich aus dem Weg gehen können, dann kommt vielleicht auch mehr Kontakt untereinander zustande. Also ich finde das eigentlich eine total schöne Sache, wenn die Eltern im Viertel, also ich meine, das wäre ja auch ein überschaubarer Rahmen so. Man trifft ja die Hälfte der Leute, die man im EKIZ trifft, trifft man ja auf der Straße auch wieder, da könnte man ja auch anfangen, sich zu grüßen und irgendwie auf dem Spielplatz irgendwie zu schnacken so. #00:43:44-5# (Alex)
	3.3 Geringe Besucherzahlen	Wenn eine geringe Besucherdichte als barrierelevant angegeben wird	Und ich glaube, wenn mehr Leute da wären, dann könnte man auch mehr Kontakte aufnehmen. Dann könnte man ja auch aussortieren so, mit dem habe ich keinen Bock zu reden, der ist irgendwie Versicherungsvertreter. Und den finde ich irgendwie sympathisch, mit dem könnte ich auch mal ein Bier trinken oder so auf dem Spielplatz. #00:44:36-0# (Alex)
	3.4 Fluktuation/ Unverbindlichkeit vs. Regelmäßigkeit	Wenn die Regelmäßigkeit bzw. Unregelmäßigkeit der Teilnahme oder Aspekte von Unverbindlichkeit und Fluktuation als hinderlich angesprochen werden	Ja, dadurch, dass Du da nicht so eine Regelmäßigkeit hast von den anderen Besuchern, also es ist jetzt nicht so, dass Du alle Leute jedes Mal wieder triffst, sondern mal sind dann/ ich war zweimal da, da war ich quasi alleine da, da war noch eine Mutter mit einem Kind da. Wo man ja dann denkt, okay, jetzt könnten wir uns unterhalten, wir sind ja nur zu zweit, aber selbst dann war das nicht der Fall. Also das ist, ja und dann sagt die Erzieherin wieder, „ja, aber heute sind ja auch wieder so wahnsinnig wenig Leute da.“ Und das sind, ich glaube, dadurch, dass kann das auch kaum, selbst wenn ich regelmäßig hingehere, sind die anderen nicht regelmäßig da, die gehen vielleicht auch nur hin, wenn es passt, oder mal ist das Kind krank und dann bleibt man zu Hause, oder das Wetter ist so schön, dann hat man was anderes vor. Wenn das jetzt eine Gruppe von, ich sage mal, fünf bis zehn Leuten wäre, die da regelmäßig hingehen und die man auch jedes Mal trifft, dann würde sich das vielleicht anders entwickeln (gekürzt)#00:52:25-4# (Alex)
4 Geschlecht		Wenn das Thema Geschlecht allgemein für Barrieren relevant wird, v. a. in Abgrenzung Mann/Frau	Dann würde man sich vielleicht wohler fühlen, auch das ist auch gendermäßig unkorrekt so, ich fühle mich unwohl unter lauter Frauen, aber es ist halt, dann hast Du halt diesen Stand von Alleinstellungsmerkmal, ich bin hier der einzige Mann unter vielen Frauen und dann reden die alle noch mit sich und nicht mit mir. (gekürzt). (Alex)

Hauptkategorie	Subkategorie	Anwendung	Ankerbeispiel
	4.1 Allein unter Frauen	Wenn sich allgemein auf die Situation bezogen wird, als einer von wenigen oder als einziger Mann in einer Frauengruppe zu sein	Aber dann hatte sich das dann irgendwann auch alles wieder aufgelockert und dann war's auch nett und die Leiterin da, hat auch gleich gesagt ‚herzlich willkommen, komm rein, frühstücke‘, aber <u>irgendwie war's so ein bisschen befremdlich, na ja, weil ich der einzige Mann war</u> . Es war aber auch nicht schlimm, weil ich es irgendwie schon ein bisschen erwartet hatte, meine Freundin hatte mich auch schon vorgewarnt und genau, dann waren wir da, haben gefrühstückt, und es war auch in Ordnung. #00:02:49-3# (Paul)
	4.2 Geschlechtsspezifische Vergemeinschaftung u. Gesprächsthemen	Wenn sich auf weibliche im Unterschied zu männlichen Vergemeinschaftungsweisen, Gesprächsthemen, Probleme bezogen wird.	Ja, weil wir als Väter ja, wie die Frauen auch, gleiche Gesprächsthemen haben. Auf der Arbeit steh ich auch mit den jungen Vätern zusammen und wir haben ein Thema, und die jungen Mütter schütteln mit dem Kopf und sagen, ‚ja, ihr Männer!‘ oder so. Also, es gibt schon spezif- also, als Mann betrachtet man Kinder großziehen (..) beschreibt man gleich, aber man lebt es vielleicht auch ein bisschen anders. Man macht vielleicht andere Dinge. Ich sammel Hundekotbeutel, um da eine Windel reinzutun, meine Frau findet das doof (lachend) So, da fängt's an. Ich, wir Männer reden nicht über Mastitis oder sowas, weil wir eben nicht stillen, und gehen vielleicht auch ein bisschen technisch mit der Sache um, also überlegen uns, wie temperiere ich jetzt Wasser vor um nachts ne Flasche zu machen. Ich kaufe Thermometer, gehe da wissenschaftlich-praktisch dran, eine Frau macht das int-, anders. Und das sind so Themen, die wir Väter so haben #00:13:38-5# (Johannes)
	4.3 Vermutete Skepsis ggü. aktiver Vaterschaft durch Mütter	Wenn angesprochen wird, dass die Väter Skepsis oder Widerstände bei den Müttern vermuten, die sich auf die nicht-traditionelle Rollenverteilung beziehen	B: Ich bin der einzige Mann hier und das sind alles Frauen und die verstehen meine Probleme sowieso nicht, die haben einen ganz anderen Draht zu ihren Kindern, die können das nicht nachvollziehen, dass ich mich auch um mein Kind kümmere und nicht irgendwie das Geld für die Familie ranschaufe, sondern irgendwie auch nicht nur der Feierabendpapa sein will, sondern auch die ganze von der Pieke auf, vom Windelwechseln bis ins Bett bringen, einfach alles mitmache, so. #00:21:01-0# (Alex)

Hauptkategorie	Subkategorie	Anwendung	Ankerbeispiel
	4.4 Fehlende männliche Fachkraft	Wenn das Fehlen einer männlichen Fachkraft negativ bemerkt wird bzw. deren Anwesenheit positiv eingeschätzt wird	Vielleicht eine männliche Person, die das betreut, das fände ich glaub ich ganz gut. Da waren jetzt auch von den Betreuern her nur Frauen. Wenn da ein Mann, egal in welchem Alter, sitzen würde oder stehen würde, und da mit den Kindern rumspinnt und das betreut, könnte ich mir schon vorstellen, dass das ein bisschen anziehender ist für Väter, weil sie dann ja schonmal zu zweit sind, wenn dann doch einer kommen sollte. (Paul)
	4.5 Konfrontation mit veraltetem Männerbild durch die Fachkräfte	Wenn die Väter von den Fachkräften mit unpassenden, in ihrer Sicht veralteten Männerbildern konfrontiert werden	Wo ich dachte, das ist irgendwie auch nicht mehr zeitgemäß. Das ist doch irgendwie Schnee von gestern. Das ist doch nicht, so leben wir doch nicht mehr heutzutage. Aber scheinbar ist das noch viel weiter verbreitet, als man das so denkt, so. Und gerade dieses der Mann bringt das Geld nach Hause und die Frau kümmert sich um die Kinder, so. Das wäre bei uns schon mal gar nicht finanziell machbar, weil ich nicht genug Geld verdiene, aber trotzdem finde ich das total erschreckend so, dass das noch so/ Und in meinem Freundeskreis hier so im Viertel so, die ganzen jungen Familien, die ich hier sehe und jetzt auch durch das Kind neu kennengelernt habe, da läuft das auch anders. #00:19:35-4# (Alex)
	4.6 Zuschreibung von Inkompetenz und Belehrung durch Fachkräfte	Wenn die Väter sich von den Fachkräften in Fragen von Erziehung und Versorgung belehrt fühlen und wenn ihnen aufgrund ihres „nicht-die-Mutter“-Seins Kompetenz abgesprochen wird	B: Da ist das dann sofort wieder so, „Du bist der Mann, Du weißt das nicht, ich erzähle Dir das nochmal, wie das funktioniert“ #00:34:00-9# (Alex)
	4.7 Nichterfüllter Wunsch nach Kontakt+Austausch mit anderen (aktiven) Vätern	Wenn der Wunsch nach Vergemeinschaftung und Austausch mit anderen Vätern angesprochen wird	Also es gibt, in Hamburg gibt's ja glaub ich auch einen Väterbund, hat mir ein Kollege erzählt, und da gibt es solche Angebote, ich sag mal, als ich mehr Zeit hatte und solche Angebote hätte annehmen oder so etwas hätte machen wollen, war unser Sohn zu klein, und dann ist es für ganz Hamburg, das heißt, um so ein Angebot wahrzunehmen hätte ich erstmal eine Stunde oder anderthalb Stunden irgendwo mit öffentlichem Verkehr irgendwo hinfahren müssen, Altona oder so, um da jemanden zu treffen. Interessant ist es aber, wenn man kurze Wege hat im Stadtteil und dass man vielleicht, wenn man jemanden kennenlernt, dann auch im Stadtteil die Bekannten hat. Also, würde ich sagen. #00:21:03-8# (Johannes)

Hauptkategorie	Subkategorie	Anwendung	Ankerbeispiel
5 Distinktion/ Abgrenzung über Habitus/Milieu		Äußerungen, die eine auf sozialen Status bezogene Abgrenzung „nach unten“ beinhalten. Abgrenzung in Bezug auf sozialen Status, auch nach „oben“.	Ja, bringen wir es auf den Punkt, ja, der schlechte Einfluss, dass der abfährt. Und dadurch habe ich irgendwie für mich so einen Cut drüber gezogen, habe dann halt mich damals dann über/ mit anderen Eltern dann über das Künstleratelier abgesetzt. Und dann haben wir halt im Kunstatelier dann ab und zu mit den Kindern abgegangen. #00:18:14-3# (Tim)
	5.1 Erziehungsvorstellungen und -handeln	Wenn sich negativ auf das Erziehungshandeln anderer bezogen wird	(...) das eigene Verständnis von Erziehung zum Beispiel. Also ich hatte zum Beispiel bei den Muttis immer das Gefühl wenn die da waren, dann als wir paar Mal bei dieser Sportgeschichte da waren, wo dann halt so ein bisschen Landschaft oder Parcours aufgebaut wurde, die haben komplett abgeschaltet. Also die Kinder haben sich zum Teil da sich gegenseitig die Haare rausgerissen, die haben komplett abgeschaltet, nicht dazwischen, sondern irgendwie einmal rübergekreischt oder so und/ aber nie wäre jemand auf die Idee gekommen, da mal aufzustehen und hinzugehen, so. (Tim)
	5.2 Sozialverhalten der Kinder	Wenn sich negativ auf das Sozialverhalten der anderen Kinder bezogen wird	Und zum Teil gingen mir die Kinder so unfassbar auf den Keks, dass ich da nicht mehr hingehen wollte. Als ich gemerkt hab, dass halt der eine Junge auf jeden Fall der Kleinste von einer relativ großen Sippe ist und deswegen/ und deswegen halt die ganzen noch kleineren Babys dann in der EKIZ-Gruppe halt einfach nur malträtiert und haut und schlägt #00:04:16-6# (Philipp)
	5.3 Einkommen/ sozialer Status	Wenn sich abgrenzend auf den höheren sozialen Status von anderen bezogen wird	Sonst halt, ja, drei, das waren aber alles Leute, die ich definitiv in die Kategorie Besserverdiener einstufen würde. Ja. Und das/ da weiß ich ja auch immer nicht, ich habe dann auch so Hemmungen mit denen zu reden, weil ich bin ein Schlechtverdiener und weiß ich nicht, da kommt sofort diese Neidgefühle auf so. #00:38:47-0# (Alex)

Hauptkategorie	Subkategorie	Anwendung	Ankerbeispiel
	5.4 Qualifikation/Arbeit/Mobilität/Fortschrittlichkeit	Wenn sich über Bildung, Qualifikation, Lohnarbeit, Fortschrittlichkeit, Mobilität von anderen abgegrenzt wird	Und man konnte auch mal über einen Urlaub reden, meinerwegen zum Beispiel, dass man in Portugal war oder so und dann waren das halt auch Menschen, jetzt werde ich gleich echt ein bisschen böse gerade, die auch wussten, dass Portugal am Atlantik liegt #00:24:41-1#, also, ne Vorstellung hatten, dass es irgendwo auf der Karte ist. Während bei vielen das ja meistens so ist, dass die nicht mal wissen, dass Hamburg einen Hafen hat, also. (...) Dieses Gespräch, was wir geführt haben, was tatsächlich eins der wenigen Gespräche war, das ich da mal hatte, weiß garnicht, wie wir drauf kamen, also ich hatte mich mit der einen Frau unterhalten gehabt, da hatten wir über den Hafen geredet und sie wusste/ also, sie hat gesagt, sie war in Hamburg noch nie am Hafen und ist hier geboren gewesen. Also, das ist halt so, nur um diese, woher diese Küchengeschichte kam. Also, das, da haben sich schon Bilder gefestigt, so auch bei mir. Ich glaube, da gibt es dann auch einfach nichts zu reden. #00:25:20-3# (Tim)
6 ‚Kultur‘/ Ethnizität		Wenn eine Differenzierung vorgenommen wird, die sich auf als anders, fremd wahrgenommene Aspekte wie Sprache, Kleidung, etc. bezieht	Naja, machen wir es doch mal einfach. Das war ja von April bis August, das war halt Sommer zum größten Teil, das war auch ein warmes Jahr, daran kann ich mich noch erinnern. Ich sitze da im T-Shirt und meinen Tätowierungen und vor mir, ja, fast alle Frauen die sitzen dann vollverschleiert, also, das war halt auch so, ne? So dieser/ da fing das ja schon an. #00:08:55-7# (Tim)
	6.1 Gefühler ‚Zusammenprall‘ versch. Kulturen	Wenn Distanzgefühle gegenüber anderen kulturalisiert werden	Ja, ich mein es waren halt viele türkische Mütter, und irgendwie, sind das dann halt doch manchmal so zwei Welten, die da irgendwie aufeinandertreffen, ne, also, das war dann nicht so (..) hab ich mich nicht so wohl gefühlt, nee. #00:10:00-4# (Paul)
	6.2 Sprachbarrieren	Wenn Sprachbarrieren als Hemmnis für Kontakt genannt werden	Ja, einmal gab's mit einigen halt sprachliche Schwierigkeiten, weil die halt einfach nicht gut Deutsch gesprochen haben, das ist natürlich kein Grund mit denen nicht zu sprechen, aber (..) (Paul)

Hauptkategorie	Subkategorie	Anwendung	Ankerbeispiel
	6.3 Vermutete Ablehnung durch "kulturell-religiöse" Konzepte	Wenn sich auf vermutete, kulturell-religiöse Konzepte bezogen wird, die die Anwesenheit von Vätern im EKiz negativ bewerten	Ich glaub, ich wurde ein bisschen schief angeguckt, also schief auch nicht, aber manche guckten ein wenig überrascht, dass es jetzt doch ein Mann war, weil, ich weiß nicht, es gibt da ja in anderen Kulturen öfter mal ein bisschen Skepsis, wenn Männer mit Kindern oder mit kleinen Kindern unterwegs sind und die Erziehung übernehmen. Also dann besonders in der Türkei vielleicht oder, ja. #00:02:08-1# (Paul)
	6.4 Unsicherheit im "interkulturellen" Umgang	Wenn Unsicherheit im interkulturellen Umgang angesprochen wird	Ich weiß nicht, ganz/ es kommt/ und mit den Muttis, da bin ich also auch immer gleich sofort gehemmt, wenn ich gar nicht weiß, ob die meine Sprache sprechen. Dann weiß ich gar nicht/ und dann weiß ich gar nicht, ist es irgendwie angebracht, oder angemessen, wenn ich mit denen jetzt rede? #00:36:52-1# (Alex)
7 Organisationskultur		Wenn sich auf die soziale Funktionsweise und informellen Abläufe im EKiz bezogen wird	Naja, das ist halt, also was ich schon gesagt habe, es spricht nicht an, weil es nicht einladend ist, ne? Es ist halt so eine Muddi-Domäne. #00:41:36-8#. So, ich weiß garnicht, auch wenn das EKiz war, (...) ich meine, ich bringe das mal, ein Golfclub, natürlich kann jeder einem Golfclub beitreten, wenn er die Kohle hat, sich das Ticket zu holen. Und ich glaube, ähnlich ist so, ne, als symbolischer Wert jetzt/ und ähnlich verhält es sich natürlich auch mit dem EKiz. #00:41:58-0# (Tim)
	7.1 Legitimität	Wenn Aspekte der Frage, wer legitim im EKiz anwesend ist, angesprochen werden	Aber trotzdem bin ich regelmäßig hingegangen, weil ich auch irgendwie sagen wollte, zeigen wollte, so ich kann hierher kommen, auch wenn ich der Mann bin. #00:22:24-6# (Alex)
	7.2 Ausschlusspraktiken	Wenn von ausschließenden Praktiken vonseiten der anderen EKiz-Nutzer_innen gegenüber den Vätern berichtet wird	Aber wenn man diese Singgruppe verlassen hat, (...) also, ich glaube, um das mal deutlich zu machen, es ist einfach, dann ist ja diese Reihe an den Tischen immer gewesen, oder diese runden Tische, die dann halt da stehen und wenn nicht jemand aus der Singgruppe, gewisse Eltern aus der Singgruppe gerade mitgegessen haben, saß ich alleine mit M. an einem Tisch, wo eigentlich fünf Leute sitzen können. #00:06:24-0# (Tim)
8 Strategien des Umgangs mit Barrieren		Wenn Umgangsweisen mit Barriereerfahrungen erkennbar werden	Und ich bin halt auch ein offener Typ, ich gehe dann auch hin und sage so: „Hey, wie alt ist die denn so und wie alt ist Dein Kind und wie heißt Du?“ Und laber halt und fange an, Leute vollsülzen (gekürzt) (Alex)

Hauptkategorie	Subkategorie	Anwendung	Ankerbeispiel
	8.1 Affront, Provokation	Verzicht auf Anwendung, da Einzelbeispiele	Ich habe es ja auch so ein bisschen genossen, diesen Affront auszunutzen, ne? Ich bin da ja dann doch sehr sadistisch, was sowas angeht und freue mich ja dann auch, das zu machen. (Tim)
	8.2 Aufrechterhalten von Barrieren	s. o.	Also, ich hatte kein Interesse, die hatten kein Interesse, das muss man/ glaube ich, also, wenn man das so ganz klar so formulieren kann, also weil es einfach nichts gab. (...) (Tim)
	8.3 Zusammenschluss „Gleicher“ und kollektive Abwanderung	s. o.	Nee, das war dann so halt das Umfeld so was man so halt noch aus der Sing/ tatsächlich aus der Singgruppe so zum Teil da war, das hatte sich dann irgendwann aus dem EKIZ-Bereich so ein bisschen rausgelöst gehabt und wir sind da auch nicht mehr hingegangen, also ich glaube, keiner so richtig mehr. #00:18:51-2#
	8.4 Meidung der Institution	s. o.	Die Motivation war eigentlich nur, dass (...) dass man ein bisschen Abwechslung bietet, dass man halt irgendwie was Spannendes unternimmt und wenn dann Turn- und Klettergeräte vorhanden sind und so und unterschiedlichste Gefährte, wo er drauf rumrollen kann so, super. Ähm (..) Hab ich mich dann lieber auf den Flohmarkt begeben und halt ähnliche Gefährte gesucht. Ja. #00:08:36-5#
	8.5 Offensive Kontaktaufnahme/ Innerer Rückzug	s. o.	Ja, ich habe ja offensiv Kontakt aufgenommen und mich auch stückweit zurückgezogen. So, ich habe gesagt, ich mache das hier ja auch nicht, um Leute kennenzulernen, sondern ich mache das hier, damit mein Kind eine schöne Zeit hat so. Mir im Endeffekt auch egal, ob hier jemand mit mir redet oder nicht, also/ #00:22:00-1#
	8.7 Schrittweise Raumaneignung	s.o.	Also, ich glaube, viele Nutzer haben mich ja wirklich ignoriert, viele Nutzerinnen. Aber ich hatte schon das Gefühl irgendwann, dass ich mich da bewegen konnte, ne? Also, wie zum Beispiel zum Essen einfach rausholen oder einfach mit der Kaffeekanne reingreifen. Ich habe damit keine bösen Blicke mehr gekriegt. Das war dann irgendwie schon (...) okay, also, ich würde nicht sagen/ ich war nicht willkommen, aber ich war/ es ist, ja, du bist jetzt da und wie es halt so ist, wenn man so dauerhaft jemanden mit irgendwas konfrontiert. Dann nimmt ja der Mensch immer irgendwann einfach alles an, weil er garnicht anders kann und ich glaube, das bin ich da ganz penibel und hab es irgendwann auch geschafft gehabt. Also dieses, meinen Raum da zu finden. #00:54:36-1# (Tim)

Hauptkategorie	Subkategorie	Anwendung	Ankerbeispiel
	8.8 Wechsel der Institution	s.o.	I: Und als das EKIZ dann nichts für euch war, was habt ihr dann gemacht, alternativ? #00:17:48-2# Elternschule, oder dann versucht, Kontakte mit Bekannten oder Familien in ähnlicher Situation herbeizuführen. #00:17:58-5# (Johannes)

Anhang B: Interview-Leitfaden

Einstieg/Warm-Up

Erzählen Sie doch mal – wieviele Kinder haben Sie, wie alt sind diese und wie sieht ein ganz normaler Tagesablauf aus?

Hauptphase

Zugang zum EKiz

Kennen Sie das Eltern-Kind-Zentrum in derstraße?

→ nein: Kennen Sie andere Angebote für Familien im Stadtteil? Welche?

Haben Sie es schon einmal besucht?

→ nein: Nutzen Sie andere Angebote für Familien im Stadtteil?

- Wie haben Sie vom EKiz erfahren?
- Wie ist es dazu gekommen, dass Sie das EKiz besucht haben?
- Welche Motivation hatten Sie, das EKiz zu besuchen, was haben Sie sich vom Besuch erwartet?
- Wie oft oder regelmäßig haben Sie das EKiz besucht?

Teilnahme/Interaktion

- Können Sie sich noch an Ihren ersten Eindruck vom EKiz erinnern? Bzw. Beschreiben Sie doch mal- Wie war es da für Sie?
- Haben Sie sich wohl gefühlt? Unwohl gefühlt? Warum? Was haben Sie gemacht?
- Wie hat es Ihrem Kind im EKiz gefallen? Was hat Ihnen am EKiz gefallen?
- In welchem Bereich des EKiz haben Sie sich überwiegend aufgehalten? Warum?

Geschlecht/Habitus/„Kultur“

- Wie würden Sie die anderen Besucher_innen beschreiben? Sind Sie mit ihnen in Kontakt gekommen? Gab es Sympathien, Anknüpfungspunkte...?
- Was vermuten Sie- was haben die anderen Besucherinnen über Sie gedacht? Wie sind sie mit Ihnen umgegangen?
- Wie sind Ihnen die Fachkräfte begegnet? Was glauben Sie – wie ließe sich die Einstellung der Fachkräfte gegenüber Vätern beschreiben?
- Haben Sie andere Väter im EKIZ getroffen?
- Hat es einen Unterschied für Sie gemacht, ob noch andere Väter außer Ihnen da waren? Inwiefern?
- Wie würden Sie die anderen Väter beschreiben, die Sie im EKIZ getroffen haben? Gab es da Sympathien/Anknüpfungspunkte?

Organisationskultur

- Wie würden Sie die Atmosphäre im EKIZ beschreiben? Was „läuft“ da?
- Wie wird miteinander umgegangen?
- Wie muss man sich verhalten? Was muss man wissen, um gut zurecht zu kommen?

Ausklang

- Was hat dazu geführt, nicht wiederzukommen?
- Was hat dazu geführt, wiederzukommen?
- In andere Einrichtung gewechselt? Warum? Welche Angebote da wahrgenommen? Was gefällt dort besser?
- Was würden Sie sagen- was schreckt Väter am EKIZ ab? Was hält sie davon ab, das EKIZ zu besuchen?
- Was könnte Vätern den Zugang zum EKIZ erleichtern?
- Wenn Sie das EKIZ leiten würden, was würden Sie verändern?
- Möchten Sie noch etwas ergänzen? Was fehlt noch?

Statistische Daten

Alter

Familienstand

Schulbildung

Berufsausbildung/Studium

Ausgeübter Beruf

Elternzeit

Anzahl Kinder

Alter Kind/Kinder

Eidesstattliche Erklärung

Ich versichere, dass ich die Arbeit selbstständig und ohne fremde Hilfe verfasst habe.
Und nur die angegebenen Quellen und Hilfsmittel benutzt habe

Ort, Datum

Eva Wilhelm

Einverständniserklärung zur Aufnahme der Arbeit in die Fachbibliothek

Ich bin mit der Einstellung in den Bestand der Bibliothek einverstanden

Eva Wilhelm